Die Würger von Paris.

Von

C. Guéroult und P. de Couder.

Mit einem Prolog:

Die Würger Indiens

von

Méry.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Fünfter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1863.
Hartleben's Verlags-Expedition.





Die Würger von Paris.

Dritte Abtheilung.

Der Doctor Savarus.

Erstes Capitel.

Die Höhle von Apremont.

Fünfzehn Stunden von Paris ungefähr liegt ein ungeheurer Wald, der in seiner Art eben so viel werth ist als sämmtliche Landschaften der Schweiz, Tirols, Savoyens und der Pyrenäen und dessen wildromantische malerische Schönheiten und seltsame Gegensätze dem Touristen von der Place de la Madelaine, der Rue de Rivoli oder dem Faubourg Saint-Germain alle Ueberraschungen und Genüsse bereiten würden, welche er zwei- oder dreihundert Meilen weit sucht.

Dieser Wald, der noch heutigen Tages trotz der Eingriffe, die er durch aufeinandergefolgte Urbarmachungen erlitten, noch über zwanzig Stunden im Umkreise hat, wird durch eine achtfache Linie von ungeheuren Felsen durch-

schnitten, welche die seltsamsten Formen zeigen und zwischen welchen riesige Bäume wurzeln, von welchen einige nicht weniger als sieben Meter Umfang haben.

Zwischen diesen Felsenketten strecken sich Thäler oder vielmehr Schlünde, auf deren Boden die Trümmer großer Granitblöcke liegen.

Diese Trümmer, die bald mit Moos und Pflanzen aller Arten bedeckt, bald kahl und grau sind, verleihen den Felsenschluchten von Fontainebleau einen ganz eigenthümlichen Charakter, welchen der Tourist nirgends anderwärts wiederfindet.

Im Mittelalter hieß dieser Wald von Fontainebleau der Wald von Bière. Dieser Name rührte von einem dänischen Krieger her, welcher die Normandie verwüstete und später sein Lager zwischen der Stadt Melun und dem Saume dieses Waldes aufschlug.

Dieser Wald hat seine historischen oder poetischen Legenden und Traditionen.

Am 22. Januar 1261 jagte der heilige Ludwig in dem Walde, den er seine »geliebte Wüste« nannte. Da er sich allzuweit von seinem Gefolge entfernt hatte, so fiel er in einen Hinterhalt von Räubern, welche Hand an ihn legen und ihn fortführen wollten, um vielleicht ein gutes Lösegeld zu erpressen, als der König ein kleines Horn von Elfenbein, welches er an seinem Hals hängen hatte, ergreifend, eine Fanfare blies, während er zugleich seine Seele im Stillen der heiligen Jungfrau empfahl. Auf den Schall des Hornes eilten seine Leute herbei und befreiten ihn.

Zum Andenken an dieses Ereigniß ließ der gute König

an der Stelle, wo er von den Räubern angehalten worden, eine Capelle erbauen.

Diese Capelle stand noch im Jahre 1700; da aber um diese Zeit zwei der Eremiten, welche den Dienst darin versahen, nach einander von Räubern ermordet worden waren, so gab Ludwig der Vierzehnte Befehl zum Abtragen dieser Capelle.

Der Wald von Fontainebleau hat auch seinen Samiel, welchen man hier den Großen oder auch den Schwarzen Jäger nennt.

Die Chroniken erzählen uns, daß Heinrich der Vierte, als er einmal wie der heilige Ludwig in den Schluchten von Flanchart jagte, in der Ferne Hörnerschall und Hundegebell hörte. Das Getöse kam allmälig näher und plötzlich trat zwischen zwei Felsen ein großer schwarzer Mann von abstoßender Erscheinung hervor, hob den Arm empor und rief in hohlem Tone:

»Sire, bessert Euch!«

Niemand zog die Wirklichkeit dieser Erscheinung in Zweifel und selbst Sully, der gute Sully, der so viel Verstand besaß und ein so ernster, kaltblütiger Kopf war, schrieb:

»Man sucht noch zu ergründen, von welcher Art die Erscheinung gewesen sei, welche in dem Wald von Fontainebleau so oft und von so vielen Augen gesehen worden. Es war ein Gespenst, von einer Meute Hunde umgeben, deren Geheul und Gebell man hörte, und die man von Weitem sah, welche aber verschwand, sobald man sich ihr näherte.«

In allen Dörfern und Weilern, welche den Wald von Fontainebleau umgaben, war die Sage vom Schwarzen

Jäger gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts allgemein verbreitet. Es gab keinen Steinbrecher und keinen Holzhauer, welcher nicht behauptete, bei Sonnenauf- oder Untergang auf irgend einem Felsen oder an der Ecke eines Kreuzweges den Schwarzen Jäger mit seiner gespenstischen Meute gesehen zu haben, und wenn der Wind durch die großen Bäume pfiff, trug er dem Reisenden, welcher die Straße nach Paris oder nach Melun zog, den fernen Hörnerschall und das Gebell der Hunde dieses übernatürlichen Wesens zu.

Eine neuere Sage war die von der Höhle von Apremont.

Die Schluchten von Apremont sind noch heute nebst denen von Franchart die wildromantischsten und malerischsten Gegenden des Waldes, obschon die Tannenanpflanzungen, die man bewirkt, ihnen einen großen Theil ihrer früheren schauerlichen Verödung benommen haben.

Im Jahre 1788 jedoch, zu der Zeit, wo diese Geschichte sich ereignete, boten diese Schluchten dem Auge weiter nichts dar, als brennenden Sand, eine furchterregende Einöde und kahle Felsen, die hier und da durch Gruppen mageren, verkümmerten und sich in der Sonne krümmenden vertrockneten Gesträuchs und Gestrüppes unterbrochen wurden.

Nachdem man einen freien Platz, den man die »Wüste« nannte, durchschritten und eine ziemlich hohe Felsenkette, von welcher das Auge einen Horizont von mehr als fünfundzwanzig geographischen Meilen Durchmesser überblickte, hinauf- und auf der anderen Seite wieder hinabgeklettert war, gelangte man in die Nähe einer umfangreichen Grotte,

welche unter dem Namen der Schwarzen Höhle bekannt war.

Unter der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten hatten Straßenräuber sich hier eingenistet. Ihr Anführer war ein gewisser Tissier, welcher lange Jahre hindurch die ganze Umgegend in Schrecken setzte.

Der Wald von Bas-Préau, welcher die nach Paris führende Straße kreuzte, war ganz besonders der Schauplatz seiner Thaten, und die Furcht, welche er verbreitet, war so groß, daß noch über zwanzig Jahre, nachdem seine Festnahme und Hinrichtung seiner verbrecherischen Laufbahn ein Ende gemacht, Niemand aus der dortigen Gegend sich in die Nähe der Schluchten von Apremont und dieser Höhle wagte, deren geheimnißvolle Tiefen selbst die Gensdarmerie und Polizei sich bis jetzt zu untersuchen gescheuet hatte.

Eines Abends im Monat October rollten zwei vierrädrige Wagen, welche schwer beladen zu sein schienen, jeder von drei kräftigen Pferden gezogen, die Straße von Paris nach Fontainebleau entlang.

Jeder dieser Wagen war von einem Postillon geführt oder vielmehr von einem Individuum, welches diesen Dienst versah, denn weder das eine noch das andere trug das Costüm dieser ehrenwerthen Corporation.

In dunkelfarbigen Jacken, mit breitkrämpigen Hüten, wie die Bauern sie tragen, auf den Köpfen und mit schwarzledernen Kamaschen an den Beinen schienen sie vorzugsweise darauf bedacht zu sein, ihr Fuhrwerk mit so wenig Geräusch als möglich vorwärts zu bringen.

Ihre Pferde hatten daher keine Klingeln am Kummet

und ganz gegen den herkömmlichen Gebrauch echter Postillone enthielten die Wagenführer sich mit der kurzen Peitsche zu knallen, die sie in der Hand hielten. Nur mit dem Stiel dieser Peitsche trieben sie ihr Gespann an.

Die Wagen waren eben in der Nähe des Dorfes Chailly, welches sie rechts liegen gelassen, in den Wald eingebogen, als zwei Reiter, die ihnen um einige hundert Schritte vorausritten, Halt machten und sie erwarteten.

Gleichzeitig trieben vier andere Reiter, die sich in derselben Entfernung hinter dem Fuhrwerk hielten, ihre Pferde an und es dauerte nicht lange, so waren alle an einer Stelle, wo die Wege sich kreuzten, beisammen.

»Meine Herren,« sagte einer der Reiter, »nun sind wir bald zur Stelle. In einer Viertelstunde werden wir absteigen und ich werde Euch in die Höhle führen; aber Ihr dürft nicht glauben, daß wir mit den Wagen bis in die Schluchten hineinfahren können — wir würden sie zwanzigmal zerbrechen. Wir werden vielmehr der Straße, so weit sie fahrbar ist, folgen, dann aber müssen wir die Ladung auf den Armen weiter transportiren.«

»Filoche,« rief eine heisere Stimme, »wenn Du vielleicht schuld bist, daß wir die Hälse brechen, so weihe ich Dich der wüthenden Meute des Schwarzen Jägers.«

»In dieser schauerlichen Gegend scheinen Laternen etwas ganz Unbekanntes zu sein. Na, vorwärts im Schritt und leise!«

Der Zug setzte sich in derselben Ordnung wieder in Bewegung, zwei Reiter als Vorhut und vier andere als Nachtrab, aber in weit geringerer Entfernung, als sie vor dieser kurzen Rast eingehalten hatten.

»Wer ist denn der Schwarze Jäger?« sagte einer der letzteren Reiter zu seinem Cameraden rechts, einem großen, dicken Manne auf einem magern Pferde, welcher schnaubte wie ein Stier, so oft die Vorderfüße des Thieres an einen Stein stießen.

»Frage Brisbille, der diesen Kauz zu kennen scheint.«

»Der Schwarze Jäger ist eine Art Dämon, welcher Tag und Nacht mit einer gespenstischen Meute den Wald durchzieht, ein gespenstisches Horn bläst und den Schatten eines Räubers verfolgt, welcher ihm den Schatten seines Weibes gestohlen.«

»Was für eine Geschichte erzählst Du uns da!« sagte der große, dicke Reiter. »Treib keinen Scherz mit den Gespenstern, denn jeder dieser großen Bäume scheint mir schon die Gestalt eines solchen anzunehmen.«

»Dieser Feigling von Matharel ist nahe daran, vor Furcht ohnmächtig zu werden,« rief der vierte Reiter.

Es ist in der That Brisbille, der Würger, und sein Genosse Matharel, die wir auf der Heerstraße von Paris nach Fontainebleau, zehn Uhr Abends, in Gesellschaft von Filoche und einigen anderen Mitgliedern derselben Bande wiederfinden. Sie escortiren zwei Wagen, deren Bewachung ihnen ohne Zweifel von der räthselhaften Persönlichkeit anvertraut worden, die wir abwechselnd unter der Gestalt des Handelsmannes und Trödlers aus der Cité und der des edlen Grafen Cardiano-Cardiani kennen gelernt haben.

»Der Schwarze Jäger,« fuhr Brisbille fort, »war ein vornehmer Herr, ein großer Liebhaber der Eber und Hirsche. Fortwährend auf der Jagd, von seiner Meute, seinen Piqueurs und Treibern gefolgt, vernachlässigte er

seine junge Gattin, welche ganz allein in ihrem alten Schlosse sich fast zu Tode langweilte. Eines Tages, als seine Hunde einen Hirsch in die Enge getrieben hatten, und er, nachdem er vom Pferde gestiegen, sein Jagdmesser zog, um dem armen Thiere den Nickfang zu geben, nahm dieses, dessen Augen von Thränen überströmten, nach seiner Art das Wort und sagte zu ihm:

»Mein guter, gnädiger Herr, während Ihr diesen Wald mit Blut düngt und zu eurem Vergnügen unschuldige Geschöpfe des guten Gottes schlachtet, erhöret euer Weib die süßen Anträge eines eurer Pagen und verläßt mit ihm euer Schloß. Schenkt mir das Leben und ich will Euch nach der Grotte führen, worin sie sich verborgen haben.«

»Nichtswürdiges Thier!« rief der Ritter, »Du wagst meine Gemalin zu verleumden!« und er spaltete dem Hirsch mit einem einzigen Stoße die Brust.

»Dennoch aber hatten die Worte des Hirsches Unruhe in seinem Gemüth erweckt. Er beeilte sich nach dem Schloß zurückzukehren, obschon die Nacht noch nicht eingebrochen war.

»Das Schloß war leer, sein Weib und der Page waren mit einander entflohen.

»Bei dem lebendigen Gott!« rief er nun, »meine Seele soll auf ewig der Hölle angehören, wenn ich jemals mein Haupt unter diesem Dach zur Ruhe niederlege, ehe ich die Treulose ausfindig gemacht und für ihr Verbrechen gestraft habe.«

»Und sofort sprengte er, von seiner Meute, seinen Piqueurs und Treibern gefolgt, wieder in den Wald hinein und hat seitdem seinen Schwur gehalten.«

»Wie? Seitdem?« rief einer der Reiter. »Wann ereignete sich denn dieses Abenteuer?«

»Im Jahre 1250, also vor nun gerade fünfhundert achtunddreißig Jahren. Da der Ritter im gelobten Lande gewesen war und gegen die Ungläubigen gekämpft hatte, so wollte Gott nicht, daß seine Seele in die Hölle käme, und um sie dem Teufel, der, gestützt auf den furchtbaren Schwur des Ritters, sie für sich in Anspruch nahm, zu entziehen, gebot er für ihn, für seine Leute und seine Hunde der Zeit Stillstand, und Tag und Nacht durchstreift der wilde Zug den Wald, um den Pagen und das verbrecherische Weib aufzusuchen.«

Als Brisbille in seiner Erzählung so weit gekommen war, ward er plötzlich durch einen Schmerzensschrei unterbrochen.

Es war Matharel, der mit dem Kopfe an einen Ast angerannt war. Der Weg ward mit jedem Augenblick schlechter und da der Mond noch nicht aufgegangen war, so konnte man nicht drei Schritte weit vor sich sehen.

»Der Teufel hole den Capitän und seine ganze Commission!« rief er. »Hatte er wohl nöthig, uns fünfzehn Stunden von Paris in dieses schauerliche Labyrinth zu schicken, um den Schatz zu vergraben?«

»Beklage Dich doch nicht,« sagte Brisbille, indem er sich Matharel näherte, sein Pferd beim Zügel faßte und wieder auf die Mitte der Straße zurückführte. »Dann wissen wir doch wenigstens, wo das Geld ist und daß der Capitän nicht daran denkt, uns darum zu beschwindeln.«

»Brisbille, lieber Freund,« seufzte Matharel, »weißt

Du auch gewiß, ob seit unserer Zerstreuung nicht etwas davon entwendet worden ist?«

»O, im Gegentheil, unser gesellschaftlicher Fond hat sich um einige hunderttausend Livres vermehrt.«

»Nicht möglich!« rief der Dicke. »Sollte der Capitän, seitdem er sich in einen vornehmen italienischen Cavalier verwandelt, gearbeitet haben?«

»Und wie hat er gearbeitet! Kann wohl ein Geist wie der seinige müßig bleiben? Du weißt wohl aber noch gar nichts, Matharel?« sagte Brisbille. »Allerdings haben wir uns seit jenem Abend nicht wieder gesehen, wo Filoche einen verwünschten Hund auf uns hetzte, während wir zu entdecken suchten, was hinter den Mauern des Schlosses vorging.«

»Ah, Filoche hetzte also jenen Hund auf uns! Ich werde mir das merken!«

»Hat Dich die Bestie vielleicht irgendwo beschädigt, mein armer Freund?

»Sie hat mich fürchterlich gebissen und die Wunde schmerzt mich noch,« sagte Matharel, indem er im Sattel hin- und herrückte.

»Das kommt davon, wenn man so dick wird, daß man das Laufen verlernt. Wärest Du mager und schlank wie ich, so könnte Dir so etwas nicht passiren und deine Waden wären in diesem Augenblicke noch unversehrt.«

»Meine Waden! In die Waden bin ich nicht gebissen worden!« murmelte der unglückliche Matharel, dem das Reiten ungemein sauer zu werden schien.

»Ich verstehe,« sagte Brisbille, »und ich beklage Dich von ganzem Herzen.«

»Aber Du hast mir noch nicht gesagt, warum der Capitän auf die Idee gekommen ist, unsere Beute außerhalb Paris zu verbergen.«

»Der Capitän schwebt in diesem Augenblick, wie es scheint, in einer großen Gefahr und deswegen hat er seine Schätze, die auch die unsrigen sind, in Sicherheit bringen wollen.«

»Worin besteht diese Gefahr?« fragte Matharel, indem er sich seinem Begleiter näherte.

»Seit einigen Tagen,« antwortete Brisbille, »ist in dem ganzen Wesen des Capitäns eine große Veränderung vorgegangen. Er, den wir in den größten Gefahren stets so fest, so kühn, so kaltblütig gesehen, dessen Kühnheit und Scharfblick uns fortwährend in Erstaunen setzte, ist gegenwärtig nur noch der Schatten seines früheren Ich. Alles schreckt ihn; das geringste Hinderniß entmuthigt ihn. Er sieht nur Fallstricke um sich herum und hat uns Alle im Verdacht ihn verrathen zu wollen. Ein Feind, dessen Haß ihn schon seit langer Zeit verfolgt, dem er sich aber bis jetzt zu entziehen gewußt, hat, wie ich höre, seine Geheimnisse ausgeforscht. Mehr konnte Filoche mir nicht sagen.«

»Aber Du sprachst doch soeben erst von einigen guten Geschäften, die er erst ganz kürzlich gemacht und durch welche unser gemeinschaftliches Vermögen, welches wir bei dem Unglück in der Rue de la Calandre fast eingebüßt hätten, bedeutend vermehrt worden sei?«

»Nun?« sagte Brisbille.

»Nun, wenn die Unternehmungen des Capitäns so gut gelungen sind, so kann es mit ihm nicht so schlimm stehen, wie Du sagst.«

»Eben in Folge dieser Unternehmung hat sich die Gefahr, welche ihm droht, offenbart.«

»Erkläre Dich deutlicher, Brisbille. Ich bin nicht scharfsichtig genug, um deine Räthsel zu errathen.«

»Dein Gehirn scheint eben so dick zu sein wie dein Bauch,« dachte Brisbille; dann hob er laut wieder an: »Der Capitän hatte zwei herrliche Geschäfte begonnen — eine großartige Bankspeculation und eine Erbschaftsjagd, welche ihm Millionen einbringen sollte. Die Bankspeculation ist vollkommen gelungen und wenn wir nicht dabei einen guten Cameraden eingebüßt hätten, dessen Andenken ich einige Thränen geweiht —«

»Von wem sprichst Du?«

»Von dem ehemaligen Sergeanten Coquard, welchen Filoche in einem Wirthshaus der Rue Saint-Honoré ermordete, um sich seiner Verschwiegenheit zu versichern.«

»Wie!« rief Matharel, »jener Doppelmord und jener Raub, welche so viel Aufsehen erregten —«

»Waren die Frucht der gemeinsamen Thätigkeit des Capitäns und Filoches.«

»Und das zweite Geschäft?«

»Da verwickelt sich eben der Faden. Es galt eine Frauensperson, eine Art Abenteurerin zu entführen, welche in der Erbschaftskomödie, einer Combination, die zu verwickelt ist, als daß ich sie Dir in diesem Augenblicke auseinandersetzen könnte, eine wichtige Rolle spielen sollte. Kurz, der Capitän befiehlt einem seiner als Diener verkleideten Genossen, sich dieser Frau in dem Augenblick zu bemächtigen, wo sie aus seinem Hause treten würde, und sie in ein alleinstehendes Haus an den Ufern der Marne zu bringen, wo,

beiläufig bemerkt, die Casse unserer Genossenschaft verwahrt war. Ein festgebauter Wagen, ein förmliches fahrbares Gefängniß, stand bereit. Lambert war beauftragt, die Gefangene zu empfangen und im Auge zu behalten. Man packte sie unter den eigenen Augen des Capitäns wohlbehalten in den Wagen. Fahr zu, Kutscher! — Die beiden Pferde rennen im Galopp davon. — Wohlan, Lambert hat aber Niemanden ankommen sehen. Wagen, Pferde, Entführte — Alles ist verschwunden. Seit diesem Tage hat der Capitän den Kopf verloren. Er ist überzeugt, daß dieser unsichtbare Feind, von welchem ich schon vorhin sprach, ihm diesen Streich gespielt hat und daß irgend eine Katastrophe ihm droht.«

»Und wann ist das geschehen?« fragte Matharel, welcher Brisbille's Erzählung mit der größten Aufmerksamkeit angehört hatte.

»Vor nur vier Tagen.«

»Du sagtest, der Wagen wäre ausdrücklich zu einer Expedition dieser Art eingerichtet gewesen, fest gebaut, mit verschlossenen Fenstern und von zwei kräftigen Pferden gezogen?«

»So hat mir Filoche erzählt.«

»Und der Capitän hat keinen Verdacht? keine Spur? Er weiß durchaus nicht, was aus der Person geworden ist, die er gefangenhalten wollte?«

»Wie es scheint, hat er keinen Verdacht, wenn nicht in so fern, daß es vielleicht unter seiner nächsten Umgebung eine geheimnißvolle Person gibt, die Alles weiß, was er thut, welche seinen geringfügigsten Handlungen mit den Augen folgt und die nur einen günstigen Augenblick erwartet, um

ihn durch einen furchtbaren, unvermutheten Streich niederzuschmettern.«

»Und was würde er geben, wenn er erführe, was er nicht weiß?«

»Wenn er was erführe?«

»Den Ort, an welchen diese Person gebracht worden ist.«

»Wie,« rief Brisbille, »solltest Du es wissen?«

»Vielleicht,« sagte Matharel mit der größten Ruhe.

Brisbille wollte ihm weitere Erklärungen abverlangen, als die beiden Wagen plötzlich Halt machten und eine Stimme sich hören ließ.

»Hier ist der Kreuzweg!« rief sie. »Weiter können wir nun nicht fahren.«

Seit einigen Minuten war der Weg immer schlechter und schlechter geworden.

Beim Schein des Mondes, dessen Sichel über einer ungeheuren, seltsam geformten Granitmasse sichtbar ward, gewahrte oder errieth man vielmehr eine wildromantische, unheimlich majestätische Landschaft.

Hier und da ragten hohe Bäume empor. Der Boden war mit Steinen besäet.

Einige riesige Felsen standen am Eingange einer tiefen Schlucht, deren steiler Abhang sich in dichten Schatten verlor.

Ein feiner, beweglicher Sand füllte die Zwischenräume der Felsen und der Steine, und so weit das Auge reichte, gewahrte man eine Reihenfolge hervorragender Felsenspitzen, welche die Strahlen des Mondes zu versilbern schienen.

Die Reiter stiegen ab. Es wurden Laternen angezün-

det; man band die Pferde an Bäume und Filoche ging, indem er Brisbille und Matharel mitnahm, auf Entdeckung aus, während die Anderen zur Bewachung der beiden Wagen zurückblieben.

Die drei Würger gingen vorsichtig in die Schlucht hinein und erreichten bald eine Stelle, von wo aus sie einem kaum sichtbaren Fußsteige folgten.

Es dauerte jedoch nicht lange, so wurden sie in ihrem Weiterschreiten durch Felsen aufgehalten, welche ein unübersteigliches Hinderniß darzubieten schienen. Dennoch entdeckten sie dazwischen gewundene Ausgänge, durch welche es ihnen gelang, sich hindurchzuschmiegen.

Filoche schien übrigens dieses Labyrinth genau zu kennen.

Sobald sie dasselbe passirt hatten, blieb Filoche einen Augenblick stehen und schien das Plateau, auf welchem sie standen, mit großer Aufmerksamkeit in's Auge zu fassen.

Dann lenkte er seine Schritte nach einem Felsen, der glatt und lang war wie ein Tisch, ging, indem er seinen Cameraden winkte, ihm zu folgen, um denselben herum, bog einiges Gestrüpp auf die Seite und entdeckte eine schmale Oeffnung.

»Hier ist es,« sagte er. »Dies ist die Höhle von Apremont, ein förmlicher unterirdischer Palast.«

Eine in den Stein gehauene Treppe bot sich dar. Die Banditen stiegen ungefähr zwanzig Stufen hinab und sahen sich nun in einer großen Höhle, deren Umfang sie bei dem schwachen Schimmer der Laternen, die sie in der Hand hielten, nicht sogleich ganz ermessen konnten. Das Dach oder

Gewölbe dieser Höhle war sehr hoch und ein feiner Sand bedeckte den Boden.

»Dies hier,« fuhr Filoche fort, »ist nur das Vorgemach oder die Vorhalle unserer Festung, die groß genug ist, um mehr als hundert Personen zu beherbergen, und sehr bequeme Einrichtungen besitzt, welche dem Architecten Ehre machen.«

Einige Stunden später war die ganze Ladung der beiden Wagen in dem unterirdischen Raum untergebracht, dessen Eingang wiederum sorgfältig mit Gestrüpp und Stein bedeckt ward.

Dann setzte der Trupp sich wieder in Bewegung, um nach Paris zurückzukehren.

Brisbille und Matharel konnten nun ihre Unterredung wieder aufnehmen.

Matharel erzählte seinem Cameraden, daß er vor vier Tagen, als er sich gegen Abend nicht weit von der Seine auf dem Wege nach Moulin-Joli befunden, einen Wagen gesehen habe, dessen seltsames Aussehen ihm aufgefallen sei.

Dieser hermetisch verschlossene Wagen habe vor einer Thür Halt gemacht, die in einen umfangreichen Hof geführt, in dessen Hintergrund ein Haus von ziemlich schönem Aeußern gestanden habe.

Durch diese Thür war der Wagen verschwunden und es war Matharel vorgekommen, als hörte er in dem Innern desselben einen Schmerzensschrei oder Hilferuf.

»In diesem Augenblick,« setzte er hinzu, »fiel mir ein, daß es sich vielleicht um eine Gewaltthätigkeit, um die Entführung einer jungen Dame handle. Ich vergaß jedoch die ganze Geschichte sehr bald; nach dem aber, was Du mir

gesagt hast, hege ich auch nicht den Schatten von einem Zweifel mehr und bin überzeugt, daß diese Begegnung mit der Thätigkeit unseres Capitäns zusammenhängt.«

»Würdest Du jenes Haus wieder erkennen?« fragte Brisbille.

»Ja wohl, ich getraue mir es mit verbundenen Augen wiederzufinden.«

»Nun dann ist mein Rath folgender: Sobald als wir in Paris angelangt sind, begeben wir uns nach Moulin Joli. Du wirst mir jenes Haus zeigen und wenn unsere Muthmaßungen durch irgend ein Anzeichen gerechtfertigt werden, so suchen wir den Grafen Cardiano-Cardiani auf, um ihm unser Geheimniß gegen eine baare Summe Geldes zu verkaufen.«

Zweites Capitel.

Die Brüder.

An demselben Abend, wo Filoche, Brisbille und Matharel mit Hilfe ihrer Cameraden die Beute der Würger in die finstere Grotte des Waldes von Fontaineblau brachten, saß Doctor Savarus allein in seiner Wohnung.

Seine Augen waren auf die Zeiger einer großen Uhr geheftet, deren Pendel sich langsam in einem Gehäuse von Ebenholz hin- und herbewegte.

Er schien Jemanden zu erwarten.

Dennoch verriethen seine Züge keine Ungeduld, sondern vielmehr ein Gefühl von Sanftmuth und stiller innerer Betrachtung.

Nie hatte in seiner ganzen Erscheinung ein so hoher Grad von heiterer Ruhe, ein solcher Ausdruck geistiger Größe gelegen wie jetzt.

Ein Schnappen wie das Ausheben eines Rades ließ sich hören, dann dröhnte die sonore Glocke der Uhr neunmal unter dem Hammer.

»Noch eine Stunde,« sagte Savarus indem er den Kopf emporrichtete. »In einer Stunde werden wir einander wieder gegenüberstehen — zum ersten Male seit achtzehn Jahren. — Zum ersten Male,« setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, »denn seit achtzehn Jahren ist mein Name aus dem Buche der Lebenden gestrichen. Für ihn, für Alle ist Joachim Savonarola todt; seine Leiche ist von der glühenden Lava des Vesuvs verzehrt worden, sein Andenken ist untergegangen wie sein Körper in jener Nacht des 13. October 1770, wo so viel Thränen flossen, wo so viele Verwünschungen und Lästerungen den Himmel beleidigten, wo so viel Blut vergossen ward. Ha!« rief er plötzlich, indem er sich aufrichtete, »meine Geduld ist erhaben gewesen. Nun aber hat er genug Verbrechen begangen, um die Rache eines Einzigen in dem geheiligten Lichte der Gerechtigkeit Aller erscheinen zu lassen. Dieser Mensch ist gerichtet — gehen wir sein Urtheil zu fällen.«

Savarus hüllte sich in einen langen braunen Mantel, bewaffnete sich mit einem Knotenstock und verließ das Haus.

Die Nacht war schön und hell. Die Sterne strahlten

mit jenem Glanze, den sie bei trockener kalter Witterung zu zeigen pflegen.

Er lenkte seine Schritte nach der Seine, ging um die Gräben der Bastille herum, ließ sich in einem Boote, dem königlichen Garten gegenüber, über den Fluß setzen und ging dann auf dem Boulevard der Salpetrière weiter.

Er begab sich zu dem Skelettverfertiger, wo er den Grafen Cardiano-Cardiani treffen sollte, und wohin er, wie wir wissen, den Vicomte Jules von Bervilly und Gerard bestellt, welcher Letztere versprochen hatte, den Maler Frederic Dalkens ebenfalls mitzubringen.

Um jedoch zu erklären, wie Regina's Vater sich hatte bestimmen lassen, allein und in der Nacht in dieses in einem öden Stadttheil stehende Haus sich zu begeben, müssen wir einen raschen Blick auf das werfen, was in Paris seit dem Abend geschehen ist, wo Savarus, indem er plötzlich das verliebte Zwiegespräch des Vicomte und Regina's unterbrach und letztere, durch die unerwartete Erscheinung des Gegenstandes ihrer Antipathie erschreckt, die Flucht ergriff.

In einem früheren Capitel haben wir Savarus in dem Augenblick verlassen, wo er im Begriff stand, sich nach dem Asyl zu begeben, in welches Pelagie gebracht worden.

Hier ward er von einer bejahrten Dame empfangen, welche, als er sich nach dem geistigen Zustand erkundigte, in welchem die Gefangene sich befände, ihm antwortete:

»Sie wartet mit Ergebung und sogar mit einem gewissen Vertrauen, welches es mir gelungen ist ihr einzuflößen. Schon mehrmals hat sie im Laufe des Tages mich gefragt, ob die Person, deren bevorstehende Ankunft ich ihr angekündigt, noch nicht da sei. Einen großen Eindruck machte

es auf sie, daß ich sie gleich vom ersten Augenblicke an Diana von Sivré nannte.«

»Schwester, führe mich zu ihr,« sagte Savarus.

Pelagie hatte seit dem gestrigen Tage viel nachgedacht.

Die Frauen besitzen einen Scharfsinn, welcher größer ist als der der Männer, sobald es sich um schwierige oder unbekannte Conjuncturen handelt. Sie ziehen dann ganz einfach ihren Instinct zu Rathe, anstatt die complicirten Operationen einer Schlußfolgerung zu versuchen, für welche ihr zartes Gehirn nicht geschaffen ist.

Aus diesem Grunde hat das schöne Geschlecht, welches der Geschichte so viele berühmte Wahrsagerinnen geschenkt, der Wissenschaft niemals die Entdeckung auch nur des unbedeutendsten arithmetischen Problems geliefert. Kassadra prophezeite den Fall Troja's, aber sie wäre nicht im Stande gewesen, ein einfaches Multiplicationsexempel auszurechnen.

So hatte auch Pelagie das Geheimniß der letzten Ereignisse errathen, welche sie in eine so seltsame Lage versetzt, und zwar gerade weil diese Ereignisse von allen gewöhnlichen Bedingungen abwichen, weil sie auf den ersten Anblick widersinnig und unlogisch erschienen.

Wie sollte sie in der That die Gewaltthätigkeiten und Drohungen, deren Gegenstand sie anfangs von Seiten des mit ihrer Entführung beauftragten Mannes gewesen, mit dem theilnehmenden und selbst ehrerbietigen Empfang in Einklang bringen, den sie bei ihrer Ankunft in diesem Hause gefunden, wo sie ein Gefängniß zu finden erwartet und wel-

ches ihr gleichwohl jetzt wie ein Asyl erschien, in welchem man sie vor einem neuen Angriff auf ihre Freiheit schützen wollte?

Der Uebergang von den Drohungen ihres Entführers zu den Worten der Unbekannten, welche sie beim Aussteigen aus dem Wagen empfing, dieser Uebergang war ein so plötzlicher gewesen, daß sie diese beiden Thatsachen beinahe unmöglich aus einer und derselben Quelle stammend betrachten konnte.

Ganz gewiß lag eine tiefe Kluft dazwischen: Pelagie errieth nun mit Hilfe ihrer innern Anschauung das, was sich durch das einfache Verfahren der Logik nicht erklären ließ.

Ohne sich genau von dem Augenblick, wo es geschehen, Rechenschaft geben zu können, begriff sie, daß ein neuer Wille, eine neue Macht an die Stelle des Willens und der Macht dessen getreten war, welcher ihren Untergang beschlossen.

Wer aber war dieser unbekannte Beschützer, der sich auf diese Weise zwischen sie und den Grafen Cardiano-Cardiani stellte?

Sobald Pelagie zu dem Schlusse gelangt war, daß in dem gegen sie gesponnenen Gewebe ein Faden gerissen sei, zögerte sie keinen Augenblick mehr.

Der unbekannte Beschützer konnte kein anderer sein als der geheimnißvolle Rathgeber, dessen Stimme sie in einem entscheidenden und kritischen Augenblick vernommen.

Sobald diese Ueberzeugung in ihrem Gemüth Wurzel gefaßt, schwand alle Furcht hinweg und sie erwartete, wenn auch nicht ohne Ungeduld, doch wenigstens ohne Angst die Entwickelung ihres Abenteuers.

Dies war der Grund, weshalb der Doctor Savarus, als er in ihr Zimmer trat, sie ruhig und beinahe lächelnd antraf.

»Ich heiße den Doctor Savarus willkommen,« sagte sie in einem Tone, welcher keine Ueberraschung verrieth.

»Woher wissen Sie meinen Namen?« fragte der Doctor indem er Pelagie mit ehrerbietiger Freundlichkeit begrüßte.

»Gestern,« antwortete sie, »als ich die Wohnung des Grafen Cardiano-Cardiani verließ, sah ich Sie mit einer jungen Dame in dem Garten. Ich weiß nicht, wie ich auf diesen Gedanken kam, aber es schien mir, als ob eine gewisse moralische Aehnlichkeit zwischen den Zügen ihres Gesichts und einem seltsamen Umstand bestünde, der sich wenige Augenblicke vorher ereignet hatte. Ich fragte den Diener, der mich begleitete, nach Ihrem Namen und er sagte: »Es ist der Doctor Savarus in Begleitung der Tochter meines Herrn, der Comtesse Regina.«

»Und was war es für ein Umstand, von welchem Sie so eben gesprochen.«

»In dem Augenblick, wo ich ein entscheidendes Wort aussprechen sollte, welches, wie es schien, die ernstesten Folgen haben konnte, und während ich mich in dem Salon nahe bei einem offenen Fenster befand, glaubte ich durch die Vorhänge dieses auf den Garten gehenden Fensters eine Stimme zu hören, welche mir einen Rath ertheilte.«

»Und haben Sie diesen Rath befolgt?«

»Ja, ohne mich weiter zu bedenken, ohne mich zu fragen, ob er von einem Freund oder Feind käme, ohne zu überlegen, daß dieses Wort vielleicht blos die Wirkung einer Sinnestäuschung gewesen war.«

»Diese Stimme,« sagte der Doctor, »war die meinige.«

»Ich wußte es,« sagte Pelagie, »und ich weiß auch, daß Sie es sind, der mich hat hierherbringen lassen. In welcher Absicht es geschehen ist, dies weiß ich freilich nicht, denn es war der Graf Cardiano-Cardiani, der meine Entführung angeordnet hatte. Der Mann, der mich begleitete, war eine seiner Creaturen, das Werkzeug irgend eines schwarzen Anschlags. Dennoch ist ein Augenblick eingetreten, wo die Pläne meines Verfolgers zerronnen sind wie leichter Rauch, wo Ihr Wille an die Stelle des seinigen getreten ist. — Ist dem nicht so? Werden Sie mir nun sagen vielleicht, welches Interesse der edle Graf daran haben kann, mich in's Verderben zu stürzen, mich, ein armes Mädchen, die ich ihn niemals vor dem Tage gesehen, wo er mich zu sich rufen ließ, um mir die eigenthümliche Enthüllung zu bestätigen, welche mir am Tage vorher Meister Martin mitgetheilt? Ich spreche von allen diesen Dingen,« fuhr sie rückhaltlos fort, als ob Sie mich schon längst kennten, als ob Sie für mich einer jener Freunde wären, vor welchen man kein Geheimniß hat. Auch scheint es mir, als könnte ich Ihnen über meine Vergangenheit nichts mehr sagen, was Sie nicht schon wüßten,« setzte Pelagie mit wehmüthigem Lächeln hinzu.

»Ja, ich kenne in der That alle Ihre Leiden und Ihr ganzes Unglück, Diana von Givré!«

»Wieder dieser Name!« rief sie. »Dann ist es also keine Lüge, keiner jener Träume, welche das Auge des Unglücklichen einige Secunden lang blenden, um ihm dann die Wirklichkeit desto bitterer zu machen?«

»Nein, Sie sind wirklich die Tochter der Gräfin von Givré,« entgegnete der Doctor, »und jene Frau von Saint-Phar, welcher Sie entflohen, um dem schmachvollen Leben zu entrinnen, welchem Sie von ihr gewidmet werden sollten, war keine andere als jene Furie, welche Ihre arme Mutter um's Leben brachte.«

»Ach leider,« sagte Pelagie oder vielmehr Diana von Givré, denn wir werden ihr fortan den Namen geben, der ihr zukommt; »leider besitze ich nicht das Verdienst, welches Sie mir zuschreiben. Ich hatte nicht jenen Instinct des Guten, welchen Sie in mir voraussetzen. Nicht um dem Laster zu entrinnen, verließ ich Frau von Saint-Phar, sondern um mich der harten Behandlung zu entziehen, welcher sie mich in ihrem wilden Hasse unterwarf. Das Laster selbst existirte für mich zu jener Zeit nicht, denn ist es wohl etwas Anderes als der Gegensatz der Tugend, ebenso wie die Häßlichkeit der Gegensatz der Schönheit ist? Bedenken Sie übrigens, daß ich in einer verderbten Atmosphäre aufgewachsen war und ohne daß es mir möglich gewesen wäre, das Vorhandensein einer reineren Luft, als welche ich athmete, auch nur zu ahnen. Brauche ich Sie, dessen Augen nichts verborgen ist, ferner daran zu erinnern, in welchen Abgrund ich gestürzt ward und welche Existenz mir beschieden war, als ich mich allein sah in dieser großen Stadt, ohne Freunde, ohne Rathgeber, ohne Stütze, nur mir selbst überlassen? Ach,« fuhr Diana in schmerzerfülltem Tone und während ihr die Thränen in die Augen traten, fort, »heute, wo ich sehe, wie tief ich gefallen bin, fühle ich meinen Sturz erst in seinem ganzen Umfange.«

Der Doctor Savarus ergriff ihre beiden Hände und drückte dieselben zärtlich und liebreich.

»Meine Tochter, mein Kind, blicken Sie auf,« sagte er, »Sie brauchen nicht über ein Unglück zu erröthen, welches keinen Augenblick lang von Ihrem Willen abgehangen hat. Das alte Dogma des Fatalismus hat niemals aufgehört die Welt zu regieren. Wir Alle sind den unerbittlichen Gesetzen desselben unterworfen und Sie haben ihnen gehorcht. Ihr Fall kann Ihnen nicht zum Vorwurf gemacht werden, da Sie ja in Ihrem eigenen Gewissen den Instinct der Umkehr gefunden haben.«

»Ja,« sagte sie, indem sie ihre feuchten Augen zu Savarus emporhob, während ihre Wangen von lebhafter Röthe überzogen wurden, »ja, ich habe meine ganze Schmach begriffen. Wissen Sie aber, unter welchen Umständen und von welchem Gefühl beherrscht?«

»Auch das weiß ich.«

»Sie wissen, daß ich geliebt habe; Sie kennen —«

»Den Chevalier Georges von Roswil.«

»Wohlan,« fuhr Diana fort, »welches Verdienst soll diese Liebe, dieses Gefühl mir geben, welches ich eigentlich gar nicht gestehen sollte, da der Chevalier von Roswil ja vermält ist.«

»Es ist aber eine wahre Liebe,« sagte Savarus, »und das gefallene Weib kann sich nur durch echte Liebe wieder aufrichten.«

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein, welches der Doctor dann plötzlich durch die Frage unterbrach:

»Als Sie sich in Gegenwart des Grafen Cardiano-Cardiani sahen, erwachte da in Ihnen kein Argwohn? Zeigte

sich in Ihrer Erinnerung kein Lichtschimmer, wie flüchtig derselbe auch gewesen wäre?«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Fanden Sie nicht in seinen Zügen, in seiner ganzen Person eine entfernte Aehnlichkeit mit Jemanden, den Sie schon gesehen hatten?«

»Warten Sie einmal,« entgegnete Diana von Givré. »Ja, es ist mir, als hätte ich an so etwas gedacht.«

»Und hat dieser Eindruck jetzt nicht noch mehr Schärfe und Bestimmtheit gewonnen?«

Sie dachte einen Augenblick nach.

»Schließen Sie einmal die Augen,« sagte der Doctor, »werfen Sie einen Blick in Ihr Inneres und concentriren Sie Ihre Gedanken.«

Während Diana ihre schönen Augen schloß und dem Einfluß gehorchte, welchen Savarus auf Alle ausübte, die in seine Nähe kamen, hob er die Hand empor und streckte sie langsam nach der Stirn der jungen Dame aus, während ein leichter Hauch seinen halbgeöffneten Lippen entschlüpfte. Dann sprach er einfach das Wort:

»Schauen Sie!«

Diana stieß einen Ruf der Ueberraschung aus.

»Jener Mann, jener Mann!« rief sie. »Meister Martin!«

»Ja,« sagte der Doctor, »der Graf Cardiano-Cardiani und Meister Martin, welcher auf dem Quai des Ormes zu Ihnen kam, um Ihnen einen widerwärtigen Handel aufzudringen, sind eine und dieselbe Person.«

»Aber wie ist es möglich, daß ich ihn nicht sofort wieder erkannt habe?« fragte Diana.

»Er besitzt, was Umgestaltung betrifft, eine wahrhaft dämonische Kunst und Sie sind nicht die Einzige, die er auf diese Weise betrogen. Ein zweites Opfer seiner teuflischen List steht in diesem Augenblicke unter einer furchtbaren Anklage.«

Der Doctor erzählte nun Diana die Geschichte der Geschwister Louis und Marie Vernot, dann setzte er sie von den Plänen in Kenntniß, welche der Graf Cardiano-Cardiani gegen sie selbst im Schilde führe; von seiner Absicht, sich zunächst des Vermögens des alten Procurators zu bemächtigen, indem er sie nöthigte, diesen zu heiraten; von seinem fernern Project, sie eine Rolle in der Erbschaftsgeschichte spielen zu lassen, von seiner Ueberraschung, als er entdeckt, daß der Zufall ihm die wirkliche Diana von Givré in die Hände gespielt, die rechtmäßige Erbin des unermeßlichen Vermögens, nach welchem er trachtete, seitdem er durch die Lectüre von Jacques Herbin's Manuscript die grausame Katastrophe erfahren, von welcher die letzten Mitglieder dieser Familie ereilt worden.

»Wenn nun aber jene schändliche Laura mich anerkannt oder wenn ich sie genöthigt hätte, ihr Verbrechen zu gestehen, indem ich ihr das Bildniß meiner Mutter gezeigt, welches ich ihr geraubt, ehe ich sie verließ, was würde dann der Graf mit mir gemacht haben?«

»Das weiß ich noch nicht. Jedenfalls aber sagten die verdächtigen Anstalten zu Ihrer Entführung mir genug, um mich auf die Vermuthung zu bringen, daß Sie in seinen Händen den größten Gefahren preisgegeben wären. Zum Glück stand eine seiner Creaturen schon seit langer Zeit in meinem

Sold. Es war dies derselbe Mann, der Sie in einen der Schlupfwinkel des Anführers der Würger bringen sollte.«

»Des Anführers der Würger? Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß der Graf Cardiano-Cardiani oder Meister Martin der Anführer jener Mörderbande ist, welche die Hauptstadt mit Furcht und Entsetzen erfüllt hat.«

»Dann hat dieser Mensch aber ja alle möglichen Verbrechen begangen!« rief Diana erschrocken. »Dann ist er ja ein Ungeheuer, welches den Händen der Gerechtigkeit überliefert werden muß.«

»Er gehört mir,« sagte Savarus, »und ich werde Gerechtigkeit an ihm üben. In einigen Tagen werden Sie dieses Asyl verlassen können, Sie werden nichts mehr von ihm zu fürchten haben, und ich werde Ihnen dann die Schuld bezahlen, welche ich Ihrer Mutter, Hermine von Givré, gegenüber auf mich genommen habe.«

»Dann haben Sie also meine Mutter gekannt?«

Diana von Givré zog ein kleines, an einem schwarzen Bande hängendes Medaillon rasch aus ihrem Mieder.

»Hier,« sagte sie, »hier ist das Bildniß, von welchem ich Ihnen sagte.«

— — — — — — — — — — —

In Folge dieser ersten Unterredung Dianens von Givré mit dem Doctor Savarus geschah es, daß dieser sich zu Peyrotte begab.

»In drei Tagen,« sagte er zu ihm, »den 13. October, muß der Graf Cardiano-Cardiani sich bei Ihnen einfinden.«

»Hier! Der Graf soll hieher kommen!«

Und Peyrotte's Züge verriethen einen gewissen Grad von Angst.

»Ja, Abends zehn Uhr.«

»Aber er wird nicht kommen wollen. Welches Mittel sollte man übrigens auch anwenden, um ihn dazu zu nöthigen?«

»Dies ist Ihre Sache; es muß aber geschehen und es wird geschehen.«

»Nun, dann geben Sie mir wenigstens einen Rath. Helfen Sie mir einen Vorwand ersinnen, um den Grafen in dieses Haus zu locken.«

»Früher, wo es galt, Böses zu thun, war Ihre Erfindungsgabe fruchtbarer,« sagte Savarus. »Gehen Sie noch heute zu ihm und sagen Sie ihm zum Beispiel: Laura sei an einem hitzigen Fieber erkrankt. Sie hätten aus ihrem Phantasiren die Vermuthung geschöpft, daß sie wisse, was aus jener Pelagie geworden, deren Verschwinden ihn so sehr beunruhigt; sie spräche sogar von ihren Gewissensbissen und der Absicht, sie endlich als die Tochter der Gräfin von Givré anzuerkennen. Da haben Sie Ihr Thema, variiren Sie dasselbe je nach Bedürfniß.«

Peyrotte führte die Befehle des Doctors aus; der Graf Cardiano-Cardiani verrieth keinerlei Ueberraschung, machte keine Bemerkung, sondern versprach, sich zu Laura zu begeben.

Das kleine Haus, welches Peyrotte und Laura in der Nähe des Boulevard Montparnasse bewohnten, bestand blos aus dem Erdgeschoß und einem Stockwerk. Es stand im Hintergrund eines Gartens von ziemlich traurigem Aussehen.

Der Garten hatte weder Blumenbeete, noch Sträucher, noch Rasen — kurz nichts von dem, was das mythologische Reich der Göttin Flora und des Gottes Vertumnus ausmacht.

Es war ein langer, schmaler, unangebauter Platz, von hohen Mauern umgeben, an welchen etwa zwanzig Spaliere, die früher sehr schön gewesen sein mußten, ihre langen kahlen Arme ausstreckten, die mehr mit weißem Moos als mit grünen Blättern bedeckt waren.

Einige Bäume bewegten ihre kahlen Aeste im Winde und ein halbvertrockneter Weinstock ließ seine magern schwärzlichen Ranken auf den Trümmern eines wurmstichigen Geländers hinkriechen.

Der Boden war mit einem Gemisch aller jener wilden Pflanzen bedeckt, welche der Frühling jedes Jahr hervorruft: — Baldrian, Ranunkeln, Löwenzahn, Malven und Nesseln.

Ueber den Teppich dieser freiwilligen Vegetation führten mehrere schmale Wege, welche auf den ersten Anblick zufällig von dem Fuße eines zerstreuten Spaziergängers gezogen zu sein schienen.

Bald aber erkannte man ihren nützlichen Zweck und ihren täglichen Gebrauch, wenn man sie alle nach einem jener großen Fässer führen sah, welche die Gärtner in den Boden zu senken pflegen und in welchen sie das Regenwasser sammeln, welches zur Zeit der Trockenheit bestimmt ist die Pflanzen zu begießen.

Diese Fässer hatten nicht das verfallene Ansehen des Spalierwerks. Sie befanden sich vielmehr in vortrefflichem, gut unterhaltenem Zustande. Der obere Theil, welcher über

die Erde hervorragte, war mit eisernen Reifen versehen und das Holz mit einem dreifachen Anstrich von munterer grüner Farbe überzogen.

Wozu dienten aber diese Bewässerungsfässer in einem Garten, wo es nichts zu bewässern gab?

Sie bildeten einen Theil des zu Peyrotte's Industrie unumgänglich nothwendigen Materials.

In diese stets mit Kalkwasser von verschiedener Stärke gefüllten Fässer tauchte Peyrotte die menschlichen Ueberreste, deren Knochengerüst er später säuberte und polirte, um die Gelenke mittelst kleiner stählerner Stifte aneinanderzufügen.

Als Verfertiger osteologischer Präparate hatte er sich bereits einen bedeutenden Ruf erworben und seine Skelette schmückten die Cabinette der berühmtesten wie der unwissendsten Aerzte.

Die Ersteren machten sie zu einem Gegenstand ihrer Studien, während die letztern sich ihrer als eines vortrefflichen, dem gemeinen Volke in die Augen fallenden Aushängeschildes bedienten.

Eine aus einigen hundert Quartbänden bestehende Bibliothek, zwei schöne anatomische Präparate, einige physikalische Instrumente und die Büsten Galen's und Hippokrates' auf einem Sockel von schwarzem Marmor waren zu jener Zeit die augenscheinlichen Kennzeichen eines hohen Grades von Fähigkeit und Erfahrung in der Kunst, die Schwächen und Mängel des menschlichen Körpers zu heilen.

Es ist eine bekannte Sache, daß heutzutage dem nicht mehr so ist und daß vielmehr unsere jetzigen Aerzte schon

von der Schulbank an unerschöpfliche Brunnen von Wissenschaft und Gelehrsamkeit sind.

Das Haus des Doctors Peyrotte bot in seinem Innern eine nicht weniger originelle Erscheinung dar.

Erstens gab es hier die Werkstatt, ein kleines Zimmer, in welches das gewöhnliche Publicum keinen Zutritt hatte. Auf langen schmalen Tischen und in Glaskästen standen und lagen hier sämmtliche Bestandtheile unserer erbärmlichen menschlichen Maschine classificirt und mit Etiketten versehen, einhundert achtundneunzig an der Zahl, wie die medicinischen Schriftsteller der damaligen Zeit uns mittheilen.

Dann kamen die Handwerkzeuge — Sägen von allen Formen; Feilen von allen Stärken, Zangen, Pincetten, Skalpels, Scheren, Stahlfedern, Eisendraht in Rollen, in Spiralen, in Haken, in Ketten.

Auf Gestellen befestigt stellten noch nicht fertige Skelette ihr unvollständiges Gerüst zur Schau, gleich jenen Skizzen und Studien, welche die Werkstatt der Maler und Bildhauer schmücken.

Das Ausstellungszimmer dagegen bot einen wirklich ergreifenden und merkwürdigen Anblick dar.

Hier zeigte sich die schöpferische Kunst in ihrer ganzen Vollkommenheit.

Es war ein viereckiges hohes Gemach, in dessen Mitte ein mit einem schwarzen Teppich bedeckter Tisch von Eichenholz stand.

Rings herum an den Wänden sah man Schränke, ebenfalls von Eichenholz, mit großen Glastafeln. Auf dem Tische lagen weiße, glatt wie Elfenbein polirte Schädel und zeig-

ten die vierundzwanzig Abtheilungen dieses Knochenkastens, in welche die Hand des Schöpfers den Gedanken pflanzt, so wie der Uhrmacher die bewegende Federkraft in ihr metallenes Gehäuse einschließt.

Hier sah man ferner einzeln zugerichtet die Haupttheile des menschlichen Gerippes. Hinter den Glasthüren der Wandschränke sah man fünfzig Skelette von allen Größen und Altersstufen.

Alle hefteten gleichzeitig den abwesenden Blick ihrer leeren Augenhöhlen auf die, welche unter dem Vorwand, das Leben zu studiren, diese Gallerie des Todes besuchten.

Weder in der Werkstatt noch in diesem Zimmer hatte Peyrotte die von dem Doctor Savarus zusammenberufenen Personen versammelt, sondern vielmehr in einem dritten Zimmer, welches dem ehemaligen Schüler Mesmer's als Bibliothek diente.

Dieses Zimmer stand jedoch mit dem Skelettsaal durch eine Thür in Verbindung, welche nur durch zwei Vorhänge von alten Tapeten geschlossen ward.

Als Savarus bei Peyrotte eintrat, war Regina's Vater noch nicht angelangt, wohl aber traf er Gerard, Frederic Dalkens und den Vicomte Jules von Bervilly.

»Meine Herren,« sagte er zu ihnen, »Sie sind ehrliche Leute. Ich habe Sie hier versammelt, um aus Ihnen ein Tribunal zu bilden, gegen dessen Entscheidung es keine Berufung gibt. Der Angeklagte wird in einigen Augenblicken vor Ihnen erscheinen.«

Die drei Freunde sahen einander überrascht an.

»Aber wer ist dieser Angeklagte?« fragte der Vicomte Jules von Bervilly.

»Einer der Mitschuldigen des mörderischen Ueberfalls auf der Place Notre Dame.«

»Und wie heißt er?« fragte Regina's Verlobter, bei der Erinnerung an die Würger zusammenzuckend.

»Es ist der Graf Cardiano-Cardiani.«

Bei dieser unerwarteten Mittheilung malten sich Ueberraschung und Erstaunen in den Zügen der Zuhörer. Auf Jules von Bervilly äußerte sie jedoch eine noch ergreifendere Wirkung, denn er erhob sich bleich und zitternd.

»Welchen Namen sprachen Sie aus?« fragte er in einem Tone, welchem er Festigkeit zu geben bemüht war.

»Ich habe es Ihnen schon gesagt — den Namen eines Ihrer Mörder, oder vielmehr den des Anführers jener verruchten Bande, zu welcher die Bösewichter gehörten, die Ihnen den Riemen der Würger um den Hals warfen.«

»Meinen Sie Regina's Vater?«

»Den Vater der Dame, um deren willen Sie Louise von Prie verlassen haben. Hier,« sagte er, indem er einen der Vorhänge auf die Seite schlug, »lassen Sie Ihre Blicke auf diesen traurigen Gegenständen weilen.«

Jules von Bervilly blickte in das anstoßende Gemach, welches durch einen auf dem Tische stehenden Armleuchter erhellt ward. Das Licht der Kerzen spiegelte sich mit mattem Glanze auf dem Elfenbein der Hirnschädel.

»Dies habe ich schon gesehen,« antwortete er. »Ich kannte Peyrotte's Handwerk. Habe ich nicht während meiner Genesung zwei Wochen hier zugebracht?«

Gerard und der Maler, welche sich dem Vorhange ebenfalls genähert hatten, konnten nicht eine Bewegung des Erschreckens beim Anblicke der Skelette unterdrücken, welche

hier neben einander standen wie auf jenen naiven Gemälden, welche im Mittelalter unter dem Namen der Todtentänze bekannt waren.

»Haben Sie auch gewußt,« fuhr der Doctor fort, »daß dies eben so viele Opfer der Würger sind und daß Sie ohne das wissenschaftliche Wunder Ihrer Wiedererweckung ebenfalls Ihren Platz in dieser gespenstischen Gallerie eingenommen haben würden?«

»Mein Herr,« rief der Vicomte, »ich kenne nicht den Zweck dieses gräßlichen Possenspiels, aber hüten Sie sich wohl! Ich weiß den Degen, den ich an der Seite trage, auch zu führen und Sie müssen sich trotz Ihres grauen Haares mit mir schlagen, wenn Sie Ihre abscheulichen Anklagen nicht auf der Stelle widerrufen.«

»Jules von Bervilly, was sagte ich Ihnen, als ich Sie vor drei Tagen zu dieser Zusammenkunft in Peyrotte's Haus einlud?«

»Sie sagten, es handle sich um mein Glück, um das Wohlergehen der Wesen, welche mir die theuersten sind. Sie riefen dabei den Namen meiner Mutter an.«

»Wohlan, ich rufe ihn auch jetzt wieder an, eben so wie den Ihrer Cousine und bitte Sie, den Ausbruch Ihrer Entrüstung und Ihres Zornes zurückzuhalten. Jener Mann wird kommen und Sie werden überzeugt sein. Fragen Sie Gerard, welches Schicksal einen seiner Freunde betroffen hat, einen ehrlichen jungen Mann, welcher das Unglück hatte, in die Hände dieses Banditen zu fallen.«

»Louis Vernot!« rief Gerard. »Ha! ich ahnte es wohl — der Graf Cardiano-Cardiani —«

»Hat den Cassierer ermorden und das Geld der Bank rauben lassen.«

Jules von Bervilly wollte eben über diesen Louis Vernot und die ihn betreffenden Ereignisse nähere Auskunft verlangen, als Peyrotte eintrat.

»Man hat so eben an die Gartenthür gepocht,« sagte er. »Ohne Zweifel ist er es.«

»Sie kennen meine Instructionen — gehen Sie und öffnen Sie ihm.«

Sobald als Peyrotte das Zimmer verlassen hatte, näherte Gerard sich Savarus. Seine Züge waren verändert und verstört.

Der Doctor errieth seine Gedanken.

»Sie wollen wissen, ob Ihr Vater nicht Mitschuldiger der Würger gewesen ist, nicht wahr?« fragte er.

»Ja,« antwortete Gerard mit gebrochener Stimme. »Ein furchtbarer Argwohn ist in meinem Gemüth erwacht und quält es seit einigen Augenblicken. Warum haben Sie mich zum Zeugen dieser furchtbaren Enthüllungen gemacht?«

»Beruhigen Sie sich,« entgegnete Savarus. »Vor der Erbschaftsgeschichte hatte Peyrotte den Grafen Cardiano-Cardiani niemals gesehen und streng genommen konnte er nicht wissen, woher die Cadaver rührten, welche die Würger zu ihm brachten, um sich ihrer ohne Gefahr zu entledigen.«

Das Geräusch von Tritten ließ sich in dem Garten vernehmen und näherte sich dem Hause.

»Da ist er,« hob der Doctor wieder an. »Ich werde ihn in dem Zimmer empfangen, welches mit diesem Cabinet in Verbindung steht und von welchem es nur durch diese Vorhänge getrennt ist. Was auch geschehen möge, was Sie

auch hören mögen, so kommen Sie nicht eher zum Vorschein, als bis ich dreimal in die Hände klatsche.«

Hierauf löschte Savarus die Lichter aus und Aller Herzen wurden von schmerzlicher Bewegung ergriffen.

Peyrotte hatte den Grafen in den Skelettsaal geführt, der, wie wir bereits bemerkt, durch einen großen, auf dem Tische stehenden Armleuchter erhellt ward. Dann verließ er ihn, indem er bemerkte, er wolle Laura holen.

Der Graf Cardiano-Cardiani ließ seinen Blick erstaunt umherschweifen. Er sah die fünfzig regelmäßig in Reih' und Glied aufgestellten Todtengerippe, welche in dem Halbschatten mehr als Lebensgröße zu haben schienen. Er besann sich nicht mehr auf das seltsame Handwerk des Mannes, der dieses Haus bewohnte, und sagte beinahe laut:

»Aber wo bin ich hingerathen?!«

Die Vorhänge theilten sich, schlossen sich dann wieder und der Doctor trat plötzlich aus dem Schooße des Schattens vor die Augen des Grafen.

»Savarus!« rief er, »Savarus, Sie hier? Was hatte Peyrotte mir denn gesagt? Die Mittheilungen, welche Laura mir machen, Pelagie's Verschwinden, worüber sie mir Auskunft geben sollte — alles dies war wohl blos ein Fallstrick!«

Der Doctor trat auf ihn zu.

»Gerold Savonarola, erkennen Sie mich nach achtzehn Jahren wieder?«

»Was will dieser Mensch? was sagt er?« rief der Graf Cardiano-Cardiani, dessen Augen mit Blut zu unterlaufen begannen und welcher vor der Erscheinung zurück-

wich. Dann begann er krampfhaft zu lachen, ging wieder auf den Doctor zu, bot ihm die Hand und sagte:

»Ich bin von Sinnen, wirklich, von Sinnen! Alles dies ist eigenthümlich, in der That sehr eigenthümlich, aber was habe ich bei Ihnen zu fürchten? Sind Sie nicht mein Freund, mein Freund Savarus?«

»Ich Ihr Freund? — Wie? Hat Meister Martin das unterirdische Gewölbe und die Erscheinung in der Rue de la Calandre so bald vergessen?«

»Wie! Jenes von einer unsichtbaren Hand zurückgelassene Pergament — jene Drohungen —«

»Rührten von mir her.«

»Ach, meine Ahnungen! meine Ahnungen! Aber wer bist denn Du, Dämon meiner Nächte?«

»Ehe ich Dir sage, wer ich bin, laß mich Dich an das erinnern, was Du gewesen und was Du heute bist.«

Und als Regina's Vater von seiner ersten Bestürzung zurückgekommen und unter seinem Mantel eine Waffe fassend, mit einem Tigersprung auf Savarus stürzen und ihn niederstechen wollte, begnügte sich dieser seine rechte Hand gegen ihn auszustrecken und zu sagen:

»Ich befehle Dir, mich anzuhören.«

Durch den schmalen Rahmen zwischen den beiden Vorhängen verfolgten Frederic Dalkens, Gerard und der Vicomte Jules von Bervilly, den Athem anhaltend, mit fieberhafter Spannung diesen ihnen noch unerklärlichen Auftritt.

Savarus hob, während der Graf, durch die gebieterische Geberde und den auf ihm ruhenden Blick festgebannt, ein Urtheil zu erwarten schien, wieder an:

»Gerold Savoranola, deine Geburt ward durch ein

Verbrechen bezeichnet, und Du hast nicht aufgehört im Verbrechen zu leben. Wer könnte seit jener Nacht, wo Du mit deinem Dolche zwei alte Leute niederstachst, um Dich eines Kindes zu bemächtigen — Du weißt, der Tochter der Commarola, der armen Wahnsinnigen — wer könnte, frage ich, deine seit dieser Zeit begangenen Missethaten zählen? Leichter wäre es die Sterne des Himmels und die Wogen des Meeres zu zählen. Du warst das Entsetzen deiner Familie, der Schrecken deines Vaterlandes. Deine Hände waren schon roth von Blut, als deine Lippen noch weiß waren von der Milch deiner Amme. Es ist lange her seitdem. Wir stehen jetzt unter einem andern Himmel, viele Jahre haben sich auf deinem Haupte emporgethürmt, Du bist beinahe ein Greis, aber Du bist noch unverändert. Der Dämon des Bösen ist dein Führer geblieben; er wird über deinem Sterbebett schweben, er wird Dir deine letzten Gedanken eingeben, er wird deine letzten Seufzer empfangen.«

Der Graf Cardiano-Cardiani schien durch Savarus' Blick und Geberde immer noch festgebannt zu sein. Er wäre nicht im Stande gewesen, eine einzige Bewegung zu machen. In Folge eines eigenthümlichen Phänomens aber waren seine geistigen Fähigkeiten, die Macht seines Willens dem magnetischen Einflusse des Doctors entgangen. Sie waren noch thätig, aber wie tollgewordene Räder, die sich ihrer Hemmung entledigt haben und sich umdrehen, ohne der trägen Maschine etwas von ihrer Bewegung mitzutheilen.

»In der That,« sagte er mit cynischem Ausdrucke zu Savarus, »wenn Du mich in diese Spelunke gelockt hast, um mir meine eigene Geschichte zu erzählen, so hast Du Dir um eines armseligen Resultats willen viel Mühe gegeben,

und der Doctor Savarus konnte dieses seltsame Gelüst im Hause des Grafen Cardiano-Cardiani selbst befriedigen.»

Der Doctor blieb, den Arm immer noch gegen Regina's Vater ausgestreckt haltend, unerschütterlich und schien von den Worten des Grafen keine Notiz zu nehmen.

»Savonarola,« sagte er in ernstem Tone, »Du hattest einen Bruder. Was ist aus ihm geworden?«

»Einen Bruder! einen Bruder! Was kann es Dich interessiren, ob ich einen Bruder gehabt habe?«

»Wirst Du mir antworten? — Was hast Du mit ihm gemacht?«

»Nein, nein,« rief der Graf Cardiano-Cardiani, indem er sich gegen eine unbekannte, furchtbare, übermenschliche Macht sträubte, die sich mit einem Male auf ihn herabgesenkt zu haben schien, »nein, ich werde nicht antworten! Ich will nicht!«

»Es sei. Dann werde ich an deiner Statt antworten. Diesen Bruder, der Dich liebte, betrogst Du auf schändliche Weise; Du raubtest ihm sein Glück, seine Ehre; Du verwundetest ihn in seinen theuersten, heiligsten Gefühlen, Du besudeltest sein Haus und sein Ehebett und dann mordetest Du ihn. Ich frage Dich, Kain, thatest Du dies nicht vor achtzehn Jahren — am 13. November 1770?«

Und als der Anführer der Würger bei Nennung dieses brudermörderischen Tages, von Entsetzen gepackt, einen Blick wie ein Verdammter auf Savarus schleuderte, rief dieser laut:

»O, jetzt erlaube ich Dir, mich wieder zu erkennen, Gerold! Ich bin der Bruder, den Du entehrtest und mor-

detest, dem Du Glück und Blut raubtest. Gerold, ich bin Joachim Savonarola!«

»Du — Du — Du wärest Joachim? Das ist nicht möglich! Joachim ist todt!« rief der Unglückliche.

Und der Schrecken, die Angst und die Furcht, welche in diesem Augenblicke seiner Stimme einen übernatürlichen Klang gaben, bildeten einen mit Worten nicht zu beschreibenden Gegensatz zu der automatenartigen Unbeweglichkeit seines Körpers. Es war als ob alle Stürme des menschlichen Herzens sich durch den Mund einer Marmorstatue Bahn brächen.

Die drei unsichtbaren Zuschauer dieses Auftrittes zuckten wie von einem elektrischen Schlage getroffen und der Vicomte Jules von Bervilly stürzte, durch die furchtbare Enthüllung der Verbrechen des Grafen aller Fassung beraubt, mit feuersprühendem Blick, und indem er die beiden Vorhänge rasch auf die Seite schlug, in den Skelettsaal.

Bei diesem Geräusch drehte Savarus sich herum und eine Secunde, einen Augenblick lang hörte sein Arm auf gegen den Grafen ausgestreckt zu sein, den er bis jetzt durch das energische Ausstrahlen eines mächtigen Fluidums festgebannt.

Diese Secunde, dieser Augenblick genügte, um die Wirkung des magnetischen Zaubers zu brechen, und der Bandit, welcher sich plötzlich wieder im Besitze seiner Kraft fühlte, eilte nach einem der Fenster des Zimmers, zertrümmerte es durch einen einzigen Schlag seiner muskelstarken Faust und rief:

»Mögest Du Joachim sein oder sein Geist, so trotze ich deiner Macht, Du Mörder Mina's!«

Und mit diesen Worten sprang er hinab in den Garten, und man hörte das Geräusch seiner eiligen Tritte durch das hohe Gras.

Savarus, der bleich und fahl dastand wie ein Todter, blieb unbeweglich in der Mitte des Zimmers stehen.

Als der Anführer der Würger verschwunden war, wiederholte er:

»Mina's Mörder!«

Dann und ehe Jules von Bervilly, Gerard und Dalkens, welche ebenfalls mit in den Skelettsaal hineingeeilt waren, noch Zeit hatten, ihn aufrecht zu erhalten, drehte er sich zweimal im Kreise herum und sank dann auf den Fußboden nieder.

Die drei Freunde stürzten auf ihn zu.

Er schien ohnmächtig zu sein. Die Augen waren stier und vor den Lippen stand ein wenig Schaum. Seine Wangen und seine Hände hatten die Farbe gelb gewordenen Wachses.

Man trug ihn auf ein Sopha.

Nach Verlauf von einigen Minuten bewegten sich seine Lippen und murmelten zwei oder drei unverständliche Worte. Dann ward sein Körper von kurzen Zuckungen bewegt. Er richtete sich mit einem Male in die Höhe, streckte den rechten Arm aus, wie er während des Auftritts mit dem Grafen Cardiano-Cardiani gethan, und sank dann, von furchtbaren Krämpfen geschüttelt, wieder nieder.

Nur mit größter Anstrengung vermochten seine Freunde ihn festzuhalten, allmälig aber wurden die Zuckungen schwächer, der Körper erfuhr nur noch seltene Erschütterungen und blieb endlich steif ausgestreckt liegen.

Die Augen waren geöffnet und starr und der Augapfel zur Hälfte unter dem oberen Lid verborgen.

Gerard, der Student der Medicin, glaubte erst an einen plötzlichen Tod, als Peyrotte, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, herbeikam, ohne jedoch beim Anblick des auf dem Sopha ausgestreckt liegenden Doctors große Ueberraschung zu verrathen.

Er besah ihn genau, drückte ihn am Arme, brach ihm eine der festgeschlossenen Hände auf, horchte auf seinen Athemzug, denn die Brust hob sich noch schwach, und fuhr ihm mit einer brennenden Kerze vor den Augen hin und her.

»Meine Herren,« sagte er, »beruhigen Sie sich, es ist dies ein prachtvoller Fall von Starrkrampf.«

Drittes Capitel.

Der Starrkrampf.

Nachdem Peyrotte mit kurzen Worten von dem zwischen Savarus und dem Grafen Cardiano-Cardiani stattgehabten Auftritt in Kenntniß gesetzt worden, war er der Meinung, daß es nicht gerathen sein würde, den Doctor hier zu behalten und ihm hier die nöthige Pflege angedeihen zu lassen.

»Die Sicherheit unseres Freundes würde heute Nacht hier ernstlich bedroht sein,« sagte er. »Der Haß, die Wuth, welche der Anführer der Würger über seine Entlarvung

fühlen wird, kann ihn leicht zu einem verzweifelten Versuche treiben. Wer weiß, ob er nicht schon in diesem Augenblick seine Banditenschaar versammelt, um Rache für die Schlinge zu nehmen, in welche wir ihn gelockt hatten? Morgen werden wir ein Mittel ausfindig machen, uns gegen seine Streiche zu decken, in diesem Augenblick aber ist es für uns dringend nothwendig, dieses Haus zu verlassen. Ich mache daher den Vorschlag, daß wir, ohne einen Augenblick zu verlieren, den Doctor in seine Wohnung zurückbringen.«

»Aber wir werden ihn tragen müssen,« sagte Gerard, »denn er scheint wohl nicht sogleich wieder zur Besinnung zurückkehren zu wollen.«

»Ich habe meinen Wagen auf dem Boulevard Montparnasse zurückgelassen,« unterbrach Jules von Bervilly. »Wenn Peyrotte ihn holen lassen könnte, so könnten wir den Doctor bequem hineinlegen.«

Gerard ließ sich genau die Stelle bezeichnen, wo der Wagen hielt und verließ dann mit Frederic Dalkens das Haus.

Die Nacht war finster. Ein dichter Nebel löste sich in mikroskopische Tropfen auf. Mit einer Laterne versehen, durchschritten sie vorsichtig den Garten, dessen Thür sie offen fanden.

Diese Thür war einfach von innen verriegelt gewesen und dieser Verschluß hatte, obschon gegen jeden von außen kommenden Oeffnungsversuch sehr zweckmäßig, dem Anführer der Würger gestattet, die Flucht zu ergreifen, ohne ein halsbrechendes Ueberklettern der Mauern versuchen zu müssen.

Als Dalkens und Gerard auf der Chaussée des Boule=

vard anlangten, gewahrten sie den Wagen des Vicomte nirgends. Uebrigens konnten sie in Folge des Nebels kaum zwei Schritte weit vor sich sehen und sie wagten nicht einmal sich allzuweit zu entfernen, weil sie fürchteten sich auf diesem ihnen nicht genau bekannten Terrain zu verirren und in einen jener offenen Steinbrüche zu stürzen, welche an diesem Punkte der Pariser Bannmeile sehr zahlreich waren.

Schon wollten sie ihre Nachforschungen aufgeben und schickten sich eben an, zu Peyrotte zurückzukehren, als sie ein zwei- oder dreimaliges Peitschengeknall vernahmen, worauf einige nachdrückliche Flüche folgten.

Es war ein Fiaker, der zwei abgetriebene Gäule in den Stall zurückführte, die eines jener numerirten und gestempelten Fuhrwerke zogen, deren Tarif kürzlich durch eine polizeiliche Verordnung geregelt worden.

Die beiden Freunde eilten auf den Fiaker zu und theils durch Einschüchterung, theils indem sie ihm Hoffnung auf ein fabelhaftes Trinkgeld, zwei Sechslivresthaler, machten, bestimmten sie ihn, ihnen zu folgen.

Savarus ward auf den Vordersitz gelegt und Peyrotte und Jules von Bervilly nahmen den Hinterplatz ein. Was Gerard und Dalkens betraf, so versprachen sie, sich den nächstfolgenden Tag auf der Place Royale einzufinden, um sich Savarus, Peyrotte oder Jules von Bervilly zur Verfügung zu stellen, wenn ihre Mitwirkung nöthig wäre.

Der Wagen, den zwei kleine Pferde von der Gattung, welche die Kutscher von Paris »Truthühner« nennen, zogen, rollte langsam über das schmierige Pflaster.

In Folge des Nebels, der mit jedem Augenblick

noch dichter ward, verirrte er sich in einem Labyrinth von engen Gassen.

Endlich jedoch kam er auf die Quais, der Marienbrücke gegenüber, heraus, und es schlug eben Mitternacht, als er auf der Place Royale Halt machte, während der Kutscher fluchte wie ein Heide.

Jules von Bervilly stieg zuerst aus und setzte mit zwei Worten den Portier von dem Abenteuer, so weit er es ihm ohne Gefahr anvertrauen konnte, in Kenntniß.

»Meine Herren,« sagte der Portier, »der Doctor ist ein höchst seltsamer Hausgenoß. Er empfängt keinen Besuch. Es werden für ihn weder Briefe noch Zeitungen abgegeben, und wenn ich schwatzhaft wäre, so könnte ich allerhand über ihn erzählen. So wollte er zum Beispiel erst vorgestern—«

Der Vicomte unterbrach diesen verschwiegenen Portier und ersuchte ihn, den Kranken in seine Wohnung tragen zu helfen. Hier ward Savarus auf das Bett gelegt und Peyrotte setzte sich vor einen kleinen Tisch, nahm Schreibmaterialien zur Hand und schrieb ein Recept, mit welchem der Portier, trotz der vorgerückten Stunde, in die nächste Apotheke geschickt ward.

Sobald sie mit dem immer noch unbeweglich liegenden Doctor allein waren, wendete sich Jules von Bervilly zu Peyrotte und sagte:

»Sie sprachen von einem Starrkrampf, nicht wahr? Ich habe immer geglaubt, dieser sei kein pathologischer Zustand, keine eigentliche Krankheit, sondern ein physiologischer, durch das, was Sie die Einflüsse des Magnetismus und die Localisation seines Fluidums nennen, herbeigeführter Zufall.«

Als Jules von Bervilly diese pedantische Phrase,

welcher er durch die zwei oder drei darin angebrachten wissenschaftlichen Adjective einen sehr gelehrten Anstrich gegeben zu haben glaubte, losgelassen hatte, schien er sehr zufrieden mit sich selbst zu sein.

Nicht erst seit unserer Zeit ersetzen elegante Weltleute und noch einige Andere die Ideen, welche sie nicht haben, gern durch Worte, die sie nicht richtig behalten haben.

Peyrotte spitzte bei den Bemerkungen des Vicomte die Ohren. Seine kleinen grauen Augen, sein großer Mund, seine hervorragenden Backenknochen und seine krumme Nase verzerrten sich zu einem Ausdruck, welchen man in die Worte übersetzen zu können schien:

»Mein junger Freund, Du schwatzest wie ein schlecht abgerichteter Papagei.«

Dann näherte er sich dem Kranken, dessen Gesicht er aufmerksam betrachtete, und hob einen seiner Arme empor.

Der Arm behielt die neue Stellung, die ihm gegeben worden, bei, blieb mit geballter Faust gerade und steif stehen und schien dem Betthimmel zu drohen.

»Wir haben Zeit,« sagte Peyrotte, »der Anfall wird wahrscheinlich länger dauern, als es sonst zu geschehen pflegt, und da Sie sich einmal dafür zu interessiren scheinen, so wollen wir ein wenig über Pathologie plaudern.«

Sie nahmen neben dem Bett Platz.

Das Zimmer, in welchem sie bei Savarus wachten, war groß und sehr hoch wie die Zimmer aller Häuser des alten Paris.

Der zitternde Schimmer einer Kerze beleuchtete kaum den kleinen Tisch, auf welchem Peyrotte das Recept geschrieben, und ließ die Winkel des Zimmers vollständig dunkel.

Der Herbstwind heulte in dem Schlot des Camins, so daß man zuweilen die tiefen Töne einer Orgel zu vernehmen glaubte.

Der Kranke lag immer noch ausgestreckt und unbeweglich mit dem einen Arme in einer Position, welche ein Mensch in wachem Zustand nicht zwei Minuten lang hätte aushalten können. Sein Auge war offen und weiß.

Bequem in einen Armstuhl zurückgelehnt, nahm Peyrotte das Wort mit der Miene einer Katze, welche eine unschuldige Maus, die sie zu ihrem Spielwerk zu machen gedenkt, zwischen den Pfoten hält. Er hatte soeben bei sich ungefähr folgenden Gedanken formulirt:

»Ah, Du möchtest aus dem Becher der Wissenschaft schlürfen. Warte, ich werde Dir ein Gebräu von meiner Art credenzen, welches so viel Alcohol enthalten soll, daß es Dir das Hirn verwirrt!«

Eigenthümlicherweise erwachte, seitdem Savarus in bewußtlosen Zustand versunken war, in Peyrotte wieder der Geist der Schadenfreude zu der ganzen Kraft, die er besaß, als Jacques Herbin ihn über die Mittel, die Sinne der Gräfin von Givré zu verwirren, zu Rathe zog.

»Alles,« sagte er, »ist geheimnißvoll in diesem furchtbaren Körperleiden, welches die Wissenschaft seit zweitausend dreihundert Jahren beobachtet hat, ohne bis jetzt das Wesen desselben durchschaut zu haben.«

»Seit dreiundzwanzig Jahrhunderten!«

»Allerdings. Der Starrkrampf ist die Katalepsis oder der Katakomonos der Griechen und der Catochus, Sopor vigilans oder Morbus mirabilis der Lateiner.«

»Das sind sehr viel schöne Namen, aber ich gestehe Ihnen, daß mir einige Definitionen lieber wären.«

»Sie verlangen sehr viel, mein werther Herr. Ich habe in meiner ärztlichen Praxis viele ehrliche Bürger und sogar vortreffliche Edelleute kennen gelernt, welche sich schon halb geheilt fühlten, sobald sie nur den Namen ihrer Krankheit hörten.«

»Dann fehlt es Ihnen wohl an Definition?«

»Wie? Daran sollte es uns fehlen? — Sie spotten wohl. Hat es den Gelehrten jemals an Definitionen gefehlt? Wir haben deren mehr, als man braucht, um ein dickes Buch zu füllen. Boerhaave, Donis, Tissot, Sauvage, Bourdin, Petetin, Georget und zwanzig andere haben die Katalepsie definirt, in der Heilkunde aber ist man nicht gezwungen, das, was man definirt, auch zu kennen. Dennoch wissen wir, daß die Katalepsie eine Störung des Hirn- und Rückenmarks, eine augenblickliche Suspension der Lebenskraft des Gehirns ist. Sind Sie nun zufriedengestellt?«

»Eben nicht sonderlich.«

»Ein Schüler Mesmer's definirt die Katalepsie folgendermaßen: Sie ist eine nervöse, intermittirende, fieberlose Krankheit, die durch Anfälle von veränderlicher Dauer charakterisirt wird, während welcher eine Suspension der Empfindung und des Auffassungsvermögens, zuweilen auch Transposition der Sinne eintritt, begleitet von tetanischer Starrheit, mit einer besondern Geneigtheit der Glieder, die Stellung zu behalten, welche sie im Augenblick des Anfalles hatten, oder die man ihnen später gibt.«

»Das laß' ich mir eher gefallen. Aber wie steht es mit der Autopsie?«

»Die Autopsie ist noch nie erklärt worden. Gewöhnlich erfolgen die Anfälle von Katalepsie auf urplötzliche Weise durch die Rückkehr gewisser äußerer Umstände, gewisser durch die Idiosynkrasie des Subjectes oder die allgemeine Disposition des Individuums begünstigter Eindrücke, welche den natürlichen Hang, diese oder jene Krankheit zu meiden oder anzuziehen, fördert und unterstützt. Die Idiosynkrasie selbst ist eine ernste merkwürdige Thatsache, deren Grund oder Ursache uns ebenfalls unbekannt ist, die wir unmöglich a priori zu erkennen vermögen und die wir nur nach ihren außerordentlichen Ergebnissen beurtheilen. Ist dies aber nicht mit beinahe allen Zweigen der Wissenschaften der Fall? Unsere Urtheile sind sehr zuverlässig, aber sie haben nur einen einzigen kleinen Fehler, nämlich den, daß sie auf dem Nichts oder, was ganz auf dasselbe hinausläuft, auf Hypothesen beruhen.«

Nach einer kurzen Pause fuhr Peyrotte fort:

»Sie betrachten mit einem Gemisch von Erstaunen und Furcht diesen gehobenen Arm, welcher in seiner abnormen Stellung die anscheinende Starrheit des Marmors bewahrt. Es ist dies eines der Phänomene und das charakteristische Symptom der Katalepsie. Sie können diese trägen Glieder alle möglichen Stellungen annehmen lassen; sie werden sich fügsam beugen und die Form, die Sie ihnen geben, beibehalten. Wünschen Sie etwas Wunderbares zu hören? Franck erzählt uns, daß ein Gelehrter vom Starrkrampf getroffen ward, als er eben eine metaphysische Abhandlung abschrieb. Man fand ihn ein wenig gekrümmt an seinem Tische sitzen. In der einen Hand hielt er die halb in das Tintenfaß getauchte Feder und mit der andern stand er im

Begriff das Blatt des Manuscripts umzuwenden, welches er abschrieb. In diesem Zustand befand er sich schon seit beinahe zwölf Stunden und war in seiner Abhandlung an einer Stelle stehen geblieben, welche von der Seelenwanderung handelte. Wo befand sich jetzt seine Seele? Wo wanderte sie während dieser Suspension des Lebens umher? Boerhaave hatte einmal in Leyden einen vornehmen Kranken zu behandeln. Während eines seiner Besuche ward der Kranke von Katalepsie befallen, als er eben dem Arzte Lebewohl sagte. Der Anfall schnitt ihm die schon halbausgesprochene Redensart von der Lippe ab. Als der Kranke am nächstfolgenden Morgen früh wieder zu sich kam, vollendete er den unterbrochenen Abschiedsgruß —«

»Das klingt beinahe wie die Geschichte von den in einer Trompete eingefrornen Tönen.«

»Die Thatsache ist ernst; scherzen Sie nicht.«

»Das ist auch gar nicht meine Absicht. Es ist dies wieder eines der Phänomene dieses außerordentlichen Uebels und oft wiederholt der Patient beim Wiedererwachen das Wort, welches er gesprochen, als er von dem geheimnißvollen Schlage getroffen worden. Herr erzählt uns von einem Mönch, den der Starrkrampf in einer Capelle des heiligen Franciscus, seines Schutzpatrons, ereilte. Der Mönch blieb eine ganze Nacht mit einem Knie auf der Erde, mit dem andern halb erhoben, die linke Hand fest auf die Brust gedrückt, die rechte zu dem Bild des Heiligen emporgehoben und den Kopf zurückgeworfen.«

»Aber Sie haben mir noch nichts von der Katalepsie gesagt, welche durch den magnetischen Einfluß herbeigeführt wird.«

„Sprechen Sie nicht vom Magnetismus, mein werther Herr. Es sind kaum vier Jahre her, daß eine vom König ernannte Commission von Gelehrten erklärte, Mesmer sei weiter nichts als ein Charlatan. Ich habe die Absicht, mich um den nächsten vacant werdenden Platz in der Akademie der Medicin zu bewerben, und Sie wissen, daß diese gelehrte Gesellschaft den Magnetismus in Verruf erklärt hat. Ich würde mein ganzes Renommée einbüßen, wenn man meine Ansichten über diesen Gegenstand muthmaßte. Unter uns aber und im Vertrauen will ich Ihnen sagen, daß die Medicin in der Erkenntniß des Organismus nicht eher bemerkenswerthe Fortschritte machen wird, als bis sie den Schülern Mesmer's Diplome ausstellt und die Localisation des Fluidums aufmerksam studirt. Um wieder auf die Gattungsfälle zurückzukommen, welche wir hier vor Augen haben, so ist während des Anfalls der Puls klein und langsam, das Athmen schwach, aber regelmäßig. Zuweilen sind die Muskeln des Unterleibs und die der Kinnladen zusammengezogen. Die Haut ist trocken und kalt. Man kann das grellste Licht vor den Augen des Kataleptischen hin- und herbewegen, ohne daß die Iris die mindeste Zusammenziehung erleidet. Alle übrigen Sinne scheinen vernichtet zu sein, mit alleiniger zuweilen stattfindender Ausnahme des Geruchs, der dann außerordentlich empfindlich wird. Die Dauer des Anfalls variirt von einigen Minuten bis zu zwanzig Stunden, ohne daß irgend etwas diese Dauer im Voraus berechnen ließe. Der Anfall endet mit tiefem Seufzen, Gähnen, Strecken, großer Abspannung des Nervensystems und einer Zügellosigkeit der Sprache, welche sich bis zum Wahnsinn steigern kann. Monomanien, Hypo-

chondrie, Irrsinn und Epilepsie sind häufig zurückbleibende Folgen.«

Peyrotte schwieg und der Vicomte schwieg ebenfalls, denn diese lange Aufzählung der Uebel, welchen unsere arme Menschennatur unterworfen ist, hatte einen peinlichen Eindruck auf ihn gemacht.

Dennoch aber fragte er nach einer kurzen Pause, worin die gewöhnlichen Ursachen dieser furchtbaren Krankheit bestünden.

»Die Katalepsie wird gewöhnlich durch übermäßige geistige Anstrengung, durch hartnäckige geistige Kämpfe, durch beharrliches Nachdenken über religiöse oder übernatürliche Gegenstände, weshalb sie früher in Klöstern sehr häufig vorkam, eben so wie durch heftige, lang andauernde physische Schmerzen, durch tiefen nagenden Kummer, so wie durch übertriebenen Genuß geistiger Getränke herbeigeführt. — Sehen Sie,« setzte Peyrotte in einer jovialen Anwandlung, die zu dem Gegenstande, welchen er behandelte, und dem Schauspiele, welches sie vor Augen hatten, seltsam contrastirte, lachend hinzu, »sehen Sie, das ist die schöne Maschine, welche wir, Sie und ich, sind, und so viel haben wir Grund, auf unsere überlegene Natur stolz zu sein. Einige Gläser Branntwein im Magen oder Kummer über unsere gescheiterten Hoffnungen im Herzen — durch Schmerz oder durch Trunkenheit gelangen wir zu einem und demselben Resultate — dem Starrkrampf.«

Der ernstkomische Ausdruck, womit Peyrotte dieses letzte Wort aussprach, dessen Echo von den Wänden des umfangreichen Zimmers wiedergegeben zu werden schien, flößte dem Vicomte ein solches Grauen ein, daß er nicht

mehr nach dem Bette hinzusehen wagte. Dieser ganze wissenschaftliche Vortrag machte ihm blos die Gänsehaut auflaufen. Nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, riskirte er dennoch eine Frage.

»Aber die Seele,« sagte er, »unsere Seele, was wird in diesen Krisen aus dieser?«

»Kommen Sie endlich darauf?« rief Peyrotte. »Die Seele! die Seele! Das ist das große Wort. Alle Welt spricht davon. Sprechen wir daher unsererseits auch ein wenig davon. Sie glauben wohl an Ihre Seele?«

»Ob ich an meine Seele glaube?« entgegnete der edle Bretagner, welcher nicht aufgehört hatte den trostreichen Glauben seiner Väter mitten unter den Zerstreuungen des Pariser Lebens unversehrt zu bewahren; »das ist eine Lästerung, welche Sie da aussprechen.«

»Meinetwegen,« fuhr Peyrotte fort, dessen sarkastischer Gesichtsausdruck etwas Diabolisches hatte. »Ich liebe diese handfesten Ueberzeugungen; ich hoffe, daß Sie nicht zu jenen hohlen Geistern gehören, welche an etwas glauben, was sie nicht verstehen, und daß Sie eine Definition des Immateriellen wissen. Wenn Sie vielleicht keine wissen, so kann ich Ihnen eine liefern, denn es ist hier gerade wie bei der Katalepsie — an Definitionen fehlt es nicht. Wünschen Sie die Quintessenz der Philosophie über diesen Punkt zu hören? Thales behauptete, die Seele bewege sich in sich selbst; Pythagoras, sie sei ein mit dieser Fähigkeit, sich in sich selbst zu bewegen, versehener Schatten. Sie verstehen dies nicht, ich verstehe es auch nicht. Platon definirt die Seele als eine geistige Substanz, welche sich durch eine harmonische Welt bewegt; Heraklit hält sie für eine Ausströ-

mung, Empedokles für eine Zusammensetzung der Elemente; Demokrit und Epikur für ein Gemisch von ich weiß nicht was für feurigen, luftigen, windigen und einem vierten Stoff, der keinen Namen hat; Anaxagoras, Anaximenes, Archelaus lassen sie ausschließlich aus subtiler Luft bestehen, Xenophon aus Wasser und Erde, Parmenides aus Feuer und Erde; Hippokrates sieht in ihr nur einen durch den ganzen Körper verbreiteten Geist; Marcus Antonius hielt sie für Wind oder Luft und Critolaus vermuthete in ihr ein fünftes Element.«

Peyrotte hätte es sich vielleicht noch länger zum Vergnügen gemacht, seine philosophischen Raketen steigen zu lassen, wenn nicht plötzlich an die Thür gepocht worden wäre.

Es war der Portier, welcher mit der verschriebenen Arzenei aus der Apotheke zurückkam.

Er brachte ein halbes Dutzend Fläschchen, alle gehörig mit Etiketten versehen und mit jener Sauberkeit verschlossen, welche zu drei Viertheilen die Kunst des Apothekers ausmacht.

Die in den Fläschchen enthaltenen Flüssigkeiten waren von gelblicher, erdiger oder milchartiger kalter Färbung.

Als sämmtliche Fläschchen wie eine kleine Armee, welche die Krankheit aus ihren furchtbarsten Verschanzungen heraustreiben sollte, in Reih und Glied auf dem Tische aufgestellt wären, untersuchte Peyrotte den dermaligen Zustand des Kranken.

Er fand keine Veränderung darin, denn er sagte:

»Die Zeit ist schnell vergangen; es ist bald ein Uhr. Ich fürchte, der Anfall wird lange dauern, denn alle Symptome sind noch in demselben Maße vorhanden wie anfangs.

Mein werther Herr, da Sie so schön angefangen haben, so treiben Sie Ihren Eifer auch noch weiter. Legen Sie sich auf dieses Sopha. Es ist wahrscheinlich, daß in dem Zustande des Kranken vor morgen Früh keine Veränderung eintreten wird. Sollte er jedoch aus seiner Lethargie erwachen, so brauchen Sie deswegen nicht zu erschrecken. Sie würden dann dem Kranken blos diese Mittel auf die Weise und in der Reihenfolge reichen, welche ich Ihnen sogleich andeuten werde.«

Peyrotte unterrichtete nun den Vicomte von der Zahl der weißen und gelben Tropfen, die er in einem Glas Wasser mischen sollte, und wünschte ihm dann gute Nacht.

»Ich werde mich erst ein wenig um mein Haus herumschleichen,« sagte er, »um mich, ehe ich hineingehe, zu überzeugen, ob nicht etwa die Würger mit ihrem verwünschten Anführer darin sind. Auf alle Fälle werden Sie mich diesen Morgen wiedersehen. Gerard wird mit dem Maler auch kommen.«

Viertes Capitel.

Das Kistchen von Ebenholz.

Wenn Jules von Bervilly schon während Peyrotte's physiologischem Vortrag eine gewisse Gemüthsbewegung empfunden hatte, so kann man sich leicht denken, daß diese Bewegung nicht beschwichtigt ward, als er sich mit seinem

Patienten, mitten in der Nacht, von unbekannten Gegenständen umgeben, allein sah.

Nur die fieberhafte Neugier, welche die Enthüllungen des Doctor Savarus in Bezug auf den Grafen Cardiano-Cardiani und der in Peyrotte's Wohnung stattgehabte Auftritt in ihm erweckten, konnte ihn bewegen, das Abenteuer bis ans Ende zu verfolgen.

Einige Augenblicke lang nach dem Weggange des Skeletverfertigers blieb er unbeweglich zu den Häupten des Bettes sitzen, und warf einen scheuen Blick bald auf den Kranken, bald auf die Wände des Zimmers, welche die Dunkelheit ihm zur Hälfte verbarg.

Die Situation war seltsam und dramatisch genug, um seinen Betrachtungen reichlichen Stoff zu liefern.

Die düstere Gestalt des Grafen Cardiano-Cardiani erschien ihm in seltsamen, unheimlichen Umrissen.

Ein Zweifel war nach dem, was er gesehen und gehört, nicht mehr möglich.

Mochte nun Regina's Vater der Anführer der Würgerbande sein oder nicht, so war doch fortan gewiß, daß zwischen ihm und dem Doctor, zwischen Joachim und Gerold Savonarola, ein furchtbares Ereigniß, eine jener Tragödien stattgefunden hatte, wo das Verbrechen seine ganze Wuth entfesselt.

Und was ward nun aus seiner Liebe, aus seiner Vermälung? Sollte er Regina, die bezaubernde Italienerin, verlassen, um derenwillen er Louise von Prie verrathen, beinahe vergessen hatte? Hatte er wohl die Kraft, dem verführerischen Netze dieser Sirene zu entschlüpfen?

Die Erinnerung an seine Cousine ließ dann einige

holde Bilder, einige frische Gedanken in seinem durch so viele seltsame Ereignisse abgematteten Geist aufsteigen.

Er begann mit dem Haß und den Leidenschaften, welche in diesem Augenblick ihn umtobten, die friedlichen Tage zu vergleichen, welche er in Kerouet verlebt, und sagte plötzlich laut:

»Ha, ich fühle es, daß dies das Glück war, und dieses Glücks bin ich durch meine eigene Schuld verlustig gegangen!«

Er erbebte bei dem Ton seiner eigenen Stimme als wenn er aus einem Traume erwachte. Er ließ seinen scheuen Blick umherschweifen und die Wirklichkeit erschien ihm bald in ihrer ganzen Nacktheit.

Welch' ein Contrast zwischen diesem augenblicklichen Traume, jenem fliehenden Luftgebilde und dem Anblick, der sich seinen Augen darbot.

Der Kataleptische schlief immer noch jenen bleiernen Schlaf, welcher dem Tode gleicht.

Jules von Bervilly erhob sich entschlossen. Sowohl um das, was Peyrotte ihm gesagt, auf die Probe zu stellen, als um einen ihn peinlich berührenden Anblick zu beseitigen, näherte er sich Savarus, ergriff den wie zu einer Drohung oder wie zu einer Bitte ausgestreckten Arm und versuchte ihn wieder an die Seite des Körpers zurückzuführen.

Der Arm gab ohne Widerstand nach.

Die Wanduhr schlug die zweite Morgenstunde.

Der Vicomte begann nun das Zimmer, in welchem er sich befand, genauer in Augenschein zu nehmen.

Ohne sich von der Verkettung seiner Gedanken Rechenschaft geben zu können, war er überzeugt, daß die

Untersuchung, welche er begann, ihn auf die Spur irgend eines Geheimnisses bringen würde, welches mit der geheimnißvollen Existenz, die der Doctor Savarus zu führen schien, in Zusammenhang stünde.

Anfangs ward diese Erwartung durch nichts gerechtfertigt.

Das Zimmer war auf ziemlich gewöhnliche Weise meublirt und enthielt einige mit Utrechter Sammet gepolsterte Stühle und Lehnsessel, eine Commode und einen Secretär von ausländischem Holz.

Zu beiden Seiten des Spiegels über dem Camin hingen Miniaturgemälde, welche wahrscheinlich Frauenporträts waren.

Die Wände waren mit graufarbener Tapete überzogen.

Auf einem Tische lag ein Buch aufgeschlagen. Es war das Speculum vitae humanae von Roderich, gedruckt zu Münster im Jahre 1472 durch den Canonicus Elias von Loffen, eine bibliographische Seltenheit, eine jener Perlen, welche den Liebhabern so lange Freuden bereiten.

Jules von Bervilly aber, der lieber Romane las, wußte diesen Schatz nicht zu würdigen und schob den »Spiegel des menschlichen Lebens« mit verächtlicher Geberde von sich, um seine ziemlich indiscreten Nachforschungen weiter fortzusetzen.

Auf der dem Camin entgegengesetzten Seite befand sich eine hohe Flügelthür. Es kam ihm vor, als ob in dem schmalen Raume zwischen dem untersten Rand dieser Thür und dem Fußboden ein hellerer Lichtschein zu bemerken wäre, als welcher durch die brennende Kerze in dem Zimmer selbst verbreitet ward.

Dies erschien ihm sehr eigenthümlich.

Wo rührte dieser Lichtschein her? Um besser zu sehen, bückte er sich und bei dieser Bewegung stieß seine Hand, einen Stützpunkt suchend, an dem die Thürpfosten bildenden Holze auf etwas Kaltes und Hervorragendes.

Es war ein messingener Knopf, der diesem unfreiwilligen Drucke nachgab. Eine der Flügelthüren öffnete sich und ohne sich von dem, was er that, Rechenschaft zu geben, trat Jules von Bervilly in ein Gemach, dessen Ausschmückung und Ausstattung allerdings geeignet waren, den Ausruf der Ueberraschung, der ihm entschlüpfte, zu rechtfertigen.

Es war eine Art ovales Cabinet.

Die Wände und die Decke waren mit einem schwarzen Stoff bekleidet, welcher Sammet zu sein schien. Dieser Stoff war an mehreren Stellen drapirt und weiße Borden hielten hier die Falten zusammen.

Das einzige Fenster dieses Zimmers hatte Vorhänge von derselben Gattung und der Thürvorhang, welcher die Thür von innen verdeckte, war ebenfalls von schwarzem Sammet mit silbernen Eicheln.

Vier große, gerade, antik geformte Lehnsessel von Ebenholz und eine Art Betaltar bildeten das ganze Meublement, aber ein weit eigenthümlicherer Gegenstand zog die Blicke des Vicomte sofort auf sich.

In der Mitte des Cabinets erhob sich ein niedriger Sockel, ein Piedestal von blendendweißem Marmor, dessen reiner Glanz an den parischen erinnerte, welchem durch den Meißel der alten Bildhauer des heidnischen Griechenlands Leben und Seele eingehaucht ward.

Auf diesem Sockel stand ein mit Elfenbein eingelegtes Kästchen von Ebenholz.

Die schöne Arbeit und Pracht desselben schien jedoch auf den Vicomte nicht so viel Eindruck zu machen, als die allerdings sehr excentrische Form dieses Gegenstandes.

Das Kästchen, welches ungefähr zwei Fuß hoch und anderthalb Fuß lang war, hatte nämlich, obschon in verjüngtem Maßstabe, ganz das Ansehen jener Grabmäler, die man gewöhnlich auf den Kirchhöfen von Paris sieht. Unten schmal, in der Mitte ausgeschweift, auf vier Füßen ruhend, tragen sie gewöhnlich eine mit einem Schleier bedeckte Urne, worin, wie man glaubt, die Thränen enthalten sind, welche die Erben des Verstorbenen nicht vergossen haben.

Mit einer unüberlegten Bewegung der Neugier, deren er sich sofort, obschon zu spät, schämte, legte Jules von Bervilly die Hand auf den Deckel, dessen Fuge er gewahrte.

Ohne Zweifel war dieser Deckel verschlossen, obschon kein Schloß sichtbar war, denn der Vicomte konnte ihn nicht aufheben.

An einer der Wände hing ein in einen Rahmen von weißem Sammet gefaßtes Gemälde, mit einem dichten herabwallenden Flor bedeckt.

Nachdem der Vicomte diesen Flor ein wenig auf die Seite gezogen, sah er ein eigenthümliches Porträt, dessen Bedeutung er nicht sogleich begriff.

Auf einer Art orientalischem Sopha sah man eine Frau in halbliegender Stellung. Ihr Gesicht war jugendlich, regelmäßig geformt, aber ein wenig lang und mager, die Gesichtsfarbe sehr bleich, das Haar blond und glatt an den Schläfen herabfallend, das Auge tief und erloschen. Die

Stirn war schön, aber es schien kein Gedanke darin zu wohnen.

Ein weißes Gewand mit weiten Falten umschloß den Körper, dessen Wellenlinien es kaum errathen ließ, und reichte blos bis auf die Füße herab, wodurch dieses reizende und zugleich traurige Bild, dessen Anblick den Vicomte mit tiefer Melancholie erfüllte, einen idealen, duftigen Anstrich erhielt.

Ein Umstand jedoch, der dem Vicomte anfangs entgangen war und ihm nun sofort das Geheimniß des erschütternden Eindrucks, den dieses Bildniß machte, enthüllte, steigerte diese melancholische Wirkung noch höher.

Eine dünne, lange, rothe Linie zog sich nämlich über die Brust dieser Frau hinweg.

Er näherte sich. Es war unverkennbar die Spur eines mörderischen Stahls und einige Tropfen Blut befleckten hier und da das weiße Gewand.

Jules von Bervilly ward von einem Schauer durchrieselt. Von dem Bildniß der schönen Leiche richtete sein Auge sich auf das Kästchen von Ebenholz und er begriff, daß in der Zusammenstellung dieser beiden Gegenstände mehr als das Zeugniß eines untröstlichen Schmerzes, vielleicht die Sühne eines Verbrechens läge.

Plötzlich schien die Gestalt sich zu bewegen.

Es war, als ob die Falten des Kleides leicht wallten und ein Geräusch ließ sich in dem Schweigen hören.

Der Herbstwind, welcher seit einigen Augenblicken aufgehört, heulte und ächzte jetzt wieder in dem Camin des Nebenzimmers; die Lampe, welche das Cabinet erleuchtet,

flackerte und der Vicomte sah das Bildniß unter diesem Flackern abermals Leben gewinnen.

Die Lampe war von italienischer Form, von Messing und schön gearbeitet. Eine lange und doppelte Kette hielt sie an der Decke fest.

Um die Sinnestäuschung zu zerstreuen, welche sich allmälig seines Hirnes bemächtigen zu wollen schien, machte Jules von Bervilly drei- oder viermal die Runde durch das Zimmer.

Dann fiel ihm ein, daß er sich eines ziemlich indiscreten Benehmens schuldig mache.

In welche Verlegenheit mußte er nicht gerathen, wenn er vielleicht in diesem Tempel eines tiefen geheimen Schmerzes überrascht ward!

Er kehrte daher sofort in das erste Zimmer zurück, und ging vorsichtig auf den Zehen, wie ein Schüler, der auf einem muthwilligen Streiche ertappt zu werden fürchtet.

Savarus saß auf seinem Bett und dehnte die Arme, wie ein Mensch, der aus dem Schlafe erwacht, während er zugleich tief aufseufzte.

Es waren dies die von Peyrotte bezeichneten Symptome. Der Anfall von Starrkrampf war vorüber.

Entschlossen, alle seine Pflichten als Krankenwärter gewissenhaft zu erfüllen, eilte Jules von Bervilly auf Savarus zu.

Dieser ergriff ihn bei der Hand, drückte dieselbe heftig und stammelte die beiden Worte, die er gesprochen, als er von der furchtbaren Anwandlung ereilt ward:

»Mina's Mörder!«

Eine Art Ohnmacht folgte unmittelbar auf dieses plötzliche Erwachen.

Als Savarus völlig wieder zur Besinnung kam, war er sehr schwach.

Der Vicomte reichte ihm den von Peyrotte verordneten Trank, der ihm auch wirklich Linderung zu bringen schien.

»Sie haben mich wieder in meine Wohnung gebracht,« sagte Savarus. »Ich danke! O, meine Seele hat in dieser langen Vernichtung der Materie schwer gelitten. Sind wir allein?«

»Ja. Peyrotte hat mir Sie hierher schaffen geholfen. Diese Medicamente, welche Sie hier sehen, sind von ihm verschrieben; hier liegt sein Recept, aber er ist wieder nach Hause gegangen.«

Savarus unterbrach ihn.

Sich mit einer Hand auf den Bettrand stützend und die andere nach dem Cabinet ausstreckend, dessen Thür angelehnt geblieben, sagte er in gedämpftem Tone:

»Dieses Cabinet — sind Sie in diesem Cabinet gewesen?«

Der Vicomte erzählte ihm nun einfach, wie die Sache zugegangen sei, welcher Zufall ihm dieses Heiligthum der Trauer geöffnet und welches unwiderstehliche Gefühl von Neugier oder vielmehr von Theilnahme ihn bewogen, den Flor zu heben, womit das Frauenbildniß bedeckt war.

»Vor einigen Tagen, ja gestern noch,« sagte Savarus, »wäre ein solches Ereigniß von mir als ein großes Unglück betrachtet worden, und ich hätte Alles gethan, um es zu verhindern. Es gibt Leute, welche eifersüchtig auf ihr Glück

sind, die es verbergen und in den tiefsten Schatten begraben. Diese sind klug, denn das Glück schafft Neider und die Neider werden unversöhnliche Feinde. Die Welt verzeiht alle Laster, Treulosigkeit, Habsucht, Härte und Grausamkeit, ein wahres Glück aber verzeiht sie uns niemals. Ich habe ihr jedoch kein Glück mehr zu verbergen und es ist nur mein Schmerz, ein untröstlicher Schmerz, den ich profanen Augen entziehe. Sie allein haben die materiellen Symbole desselben gesehen. Im Ganzen genommen ist dies so am besten, denn da ich Ihnen nach dem Auftritt, welchem Sie beigewohnt, nothwendig meine Lebensgeschichte erzählen muß, so werden mir gewisse Geständnisse weniger schwierig werden, weil ich nun weiß, daß Sie einen Theil meiner an Blut und Thränen so reichen Vergangenheit bereits ahnen.«

Savarus fuhr sich mit der Hand mehrmals über die Stirn, dann setzte er hinzu:

»Haben Sie in dem Cabinet ein mit Elfenbein eingelegtes Kästchen von Ebenholz gesehen?«

»Ja, auf einem Sockel von weißem Marmor.«

»Einem Sockel, den ich aus Italien mitgebracht. Es ist ein Bruchstück von dem Grabmal einer römischen Jungfrau aus der Zeit des Kaisers Augustus. Nach achtzehn Jahrhunderten und unter einer andern Civilisation hat er immer noch dieselbe Bestimmung. Die Gräber sind das Einzige, was niemals vergeht. Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie bitte, dieses Kästchen zu holen und hierher auf diesen kleinen Tisch zu stellen. Ich fühle mich noch zu schwach, um auch nur einen einzigen Schritt zu thun.«

Als das Kästchen auf den Tisch neben das Bett ge-

stellt war, löste Savarus von den Breloquen seiner Uhr einen winzigen silbernen Schlüssel. Das Schloß des Kästchens ward durch ein bewegliches Elfenbeinblättchen verdeckt.

»Nun können Sie den Deckel aufheben,« sagte Savarus zu dem Vicomte.

Das Kästchen enthielt einige Briefe und andere von der Zeit gelb gewordene Papiere.

»Geben Sie mir diese Papiere,« fuhr Savarus fort, »ich werde dieselben bei der langen Erzählung brauchen, die ich Ihnen mitzutheilen habe.«

Als die Papiere herausgenommen waren, gewahrte der Vicomte einen Doppelboden, der durch über einen Rahmen gespannten weißen Taffet gebildet ward.

Mittelst zweier Bänder hob Savarus den Doppelboden auf.

Grauschwarze Asche füllte diese geheime Abtheilung des Kästchens.

»Niemand außer Ihnen hat dies je gesehen. Die Alten verbrannten die sterblichen Ueberreste der ihnen theuren Wesen, welche sie verloren hatten, und bewahrten ihre Asche. Ich habe es eben so gemacht wie die Alten und dies hier ist Alles, was mir von dem Theuersten, welches die Welt für mich hatte, übriggeblieben ist.«

»Wie!« rief Jules von Bervilly, »dieser Staub —«

»Wiegen Sie denselben. Es ist die Asche eines Weibes.«

»Deren Bildniß ich in dem Cabinet gesehen?«

»Nicht wahr,« sagte Savarus in tiefsinnigem Tone, »nicht wahr, sie ist schön? — Wohlan, es war keine Lüge, was er sagte, der Andere.«

»Welcher Andere?«

»Gerold Savonarola. Ich bin es, der sie getödtet hat.«

Savarus schickte sich, nachdem er dies gesagt, indem er in den Papieren herumblätterte und dieselben ordnete, an, Jules von Bervilly die Geschichte seiner Abenteuer zu erzählen, als der Vicomte selbst das Wort nahm.

»Verzeihen Sie,« sagte er. »Ich zweifle nicht an dem tiefen Interesse, welches die Ereignisse, die Sie mir erzählen wollen, in mir erwecken werden, aber es gibt etwas noch Interessanteres, was ich sofort erfahren möchte.«

»Sprechen Sie,« sagte der Doctor.

»Der Graf Cardiano-Cardiani, dieser Gerold Savonarola, wie Sie ihn nennen, hat wohl viele Verbrechen begangen?«

»Er hat alle begangen.«

»Und Sie wußten dies auch, als Sie zu mir kamen, um mich von Regina's Krankheit zu unterrichten und mich aufzufordern, dem Grafen meine Aufwartung zu machen?«

»Ja, ich wußte dies Alles,« antwortete Savarus.

»Dann,« rief Jules von Bervilly, indem er sich erhob, »bleibt mir weiter nichts übrig, als Sie zu verlassen, denn Sie sind für mich der grausamste aller Feinde. Warum haben Sie mich in die Arme dieses Weibes geschleudert? Warum haben Sie mich wieder mit ihr zusammengeführt, als ich vielleicht schon auf dem Punkte stand, sie zu vergessen? Schon damals hätten Sie mir sagen müssen, was Sie mir erst jetzt in Peyrotte's Wohnung offenbart haben.«

»Wenn Sie mir einen Augenblick Gehör schenken,«

sagte Savarus, indem er den Vicomte beim Arme festhielt, »so werden Sie dann meine Handlungsweise begreifen.«

Fünftes Capitel.

Jugenderinnerungen.

Der Doctor Savarus sammelte sich einige Augenblicke, dann begann er folgendermaßen:

»Mein junger Freund — gestatten Sie mir, Sie so zu nennen; mein Alter berechtigt mich dazu, eben so wie dies durch die Umstände geschieht, unter welchen wir einander begegnet sind, Umstände, welche mir erlauben werden, Ihnen die Zuneigung zu beweisen, die ich für Sie hege — mein junger Freund, wenn Sie so lange Jahre gelebt haben werden wie ich, wenn das Alter Ihr Haar gebleicht und Ihre Erfahrung gereift hat, dann werden Sie wissen, daß das Leben keine gerade, ebene Heerstraße ist, sondern ein mit Hindernissen und Beschwerden aller Art besäeter, in Krümmungen und Zickzack führender Weg. Beim Antritt unserer Lebensreise sind wir Alle einerlei, mögen wir reich oder arm, mögen wir Künstler, Bürger oder Söhne von Edelleuten sein. Die Jugend hat nicht zwei Thüren, durch welche sie in die Welt eintritt — ihr Thor heißt stets die Illusion. Alles erscheint ihr noch gut; sie glaubt gern an die Tugend, an die Freundschaft, an die Uneigennützig-

keit, an die Rechtschaffenheit, an das Glück. Da in ihrem Herzen eine unermeßliche Glut der Liebe brennt, so erleuchtet und erwärmt sie dadurch Alles, was sie umgibt, und die ganze Erde scheint ihr nach ihrem Bilde geschaffen. Allmälig aber erkaltet die Glut, das Licht erbleicht und die Welt erscheint uns endlich, wie sie ist, nämlich als ein großer Schauplatz, auf welchem seit der Ermordung Abels zwei Personen stets dieselbe Rolle, dieselbe Posse und dieselbe Tragödie spielen. Diese zwei Personen sind der Egoismus und der Haß.

»Dann erst betreten wir den eigentlichen Weg des Lebens, der, wie ich Ihnen schon sagte, keine breite, ebene Straße, sondern ein gefährlicher Querweg ist, auf welchem wir uns an Steinen und Gestrüpp die Füße blutig ritzen. Gehen Sie einmal an einem Werkel- oder Feiertage in den volkreichen Straßen von Paris oder auf den eleganten Boulevards herum, wählen Sie zwanzig Personen, oder nehmen Sie dieselben auf's Gerathewohl. Könnten Sie dieselben befragen und wollten sie Ihnen antworten, so würde darunter nicht eine sein, die Ihnen nicht durch Mittheilung ihrer einfachen Geschichte mehr Scenen der Thränen und Verzweiflung, mehr herzzerreißende Schmerzen, mehr Verrath, Bosheit, Schande und unbekannt gebliebene Verbrechen erzählte, als wir in sämmtlichen Tragödien, Dramen und Romanen unser phantasiereichsten Schriftsteller finden. Die Phantasie ist auf diesem Gebiete niemals etwas Anderes gewesen als die fade Nachahmerin der Wirklichkeit.«

Savarus sprach mit einem gewissen Eifer. Er schwieg und schien ein Unwohlsein zu empfinden.

»Sie sind unwohl,« sagte Jules von Bervilly zu ihm, »und Sie stehen vielleicht im Begriff sich noch mehr zu ermüden.«

»Fürchten Sie nichts,« antwortete der Doctor. »Es ist unumgänglich nothwendig, daß Sie meine Geschichte kennen, und alle Augenblicke dieser Nacht sind kostbar, denn morgen wird die That besser sein als das Wort. Jener Mensch ist mir in Folge Ihrer Unklugheit entronnen. Ich hielt ihn durch den Einfluß einer geheimnißvollen, furchtbaren Macht gefesselt; er stand, meinem allmächtigen Willen gehorchend, im Begriff, seine Verbrechen zu bekennen und und ich würde Sie dann gerufen haben, um ihn zu richten. Ihr plötzliches Erscheinen brach den Zauber. Das Werk muß nun wieder von Neuem begonnen werden. Wie? Das weiß ich noch nicht, aber es wird eine schwierige Aufgabe sein, denn ich habe mich ihm nun offenbart und ihn entlarvt. Wir werden mehr hierüber sprechen, sobald ich Peyrotte und Gerard wiedergesehen habe. Haben Sie dort auf jenem Tische ein großes Buch in Pergamentband bemerkt?« setzte Savarus hinzu, indem er plötzlich den Faden seiner Gedanken zerriß.

»Ja,« antwortete der Vicomte; »es ist das Speculum vitae humanae.«

»Wohlan,« begann der Doctor wieder, »dies ist der Ausgangspunkt meiner Geschichte und der erste Ring einer langen Kette, an deren Ende ich nach vielen Jahren die bekannten Namen meiner Jugend, seit langer Zeit schlummernde Erinnerungen wiedergefunden habe. Sie fragten mich vorhin, warum ich, da ich doch gewußt, wer der Graf Cardiano-Cardiani eigentlich sei, Sie selbst seiner Tochter

wieder genähert und beinahe den Vorabend Ihrer Vermählung abgewartet hätte, um Ihnen den Abgrund zu zeigen, in welchen Sie im Begriff standen zu stürzen.«

»Und an dessen Rand Sie mich selbst geführt hatten.«

»Weil ich in jenem Augenblick den Namen der Familie Ihrer Mutter nicht kannte, weil Sie für mich weiter nichts waren als eines der mir von der Vorsehung gesendeten Werkzeuge, mit welchen ich jenen Menschen niederschmettern wollte. Meine Kindheit verlebte ich in Rennes —«

»Ich hielt Sie für einen Italiener.«

»Diese Meinung ist auch keine irrige gewesen. Ich will jedoch der chronologischen Ordnung der Thatsachen folgen und Ihnen die Ereignisse meines Lebens erzählen, wie dieselben geschehen sind, an ihrem Ort und unter ihrer wahren Gestalt, aber nicht so, wie ich sie später gesehen und kennen gelernt.

»Meine Mutter, die sich eines bescheidenen Wohlstandes erfreute und mich sehr liebte, fand Vergnügen daran, schon in meinem zartesten Alter meinen natürlichen Hang zum Studium zu entwickeln. Mit sechzehn Jahren hatte ich meine allgemeinen Studien beendet, und da ich meine Prüfungen alle glänzend bestanden, so beschloß meine Mutter, mich nach Nantes zu schicken, welche Stadt, wie Sie wissen, eine der einundzwanzig Universitäten Frankreichs ist, welche den vier Facultäten der Theologie, der schönen Künste, der Rechtswissenschaft und der Heilkunde offen steht. Im Jahre 17 . . war ich daher als Student der Jurisprudenz in Nantes.

»Ich wohnte in einem ruhigen, abgelegenen Stadttheil, fern von den Wirthshäusern und anderen dergleichen Sam-

melplätzen junger Leute. Ein ehemaliger Notar hatte mir eine kleine möblirte Wohnung vermiethet, welche das zweite Stockwerk seines Hauses bildete, in welchem er mit einer alten Dienerin das Parterre und das erste Stockwerk selbst bewohnte. Dieses Haus war für das Studium, für die Sammlung, für das Nachdenken bewunderungswürdig geeignet. Hier verlebte ich die schönsten Jahre meines Lebens, und es ist mir als sähe ich noch dieses Asyl des Friedens und der Zufriedenheit vor mir.

»Das Haus des Notars lag außerhalb der ehemaligen Festungswerke. Es war ein altes Bauwerk aus dem fünfzehnten Jahrhundert und zeigte an seiner Façade Spuren von dem Styl der Renaissance, welche das Erwachen der Civilisation und ihr erstes Lächeln war. Das mit Schnitzwerk verzierte Thor von Birnbaumholz wäre ein wahrer Schatz für einen Liebhaber von dergleichen Alterthümern gewesen. Die beiden Fenster des Erdgeschosses waren mit feingemeißelten Arabesken verziert. Ein Gitter von geschmiedetem Eisen, ein Meisterwerk in seiner Art, oben gerade und flach und nach unten zu stark ausgebaucht, verwahrte diese Fenster. Dieselbe Eleganz der Arbeit war an dem ungeheuren Hammer der Thür zu bemerken.

»Dieses Haus gefiel mir in der Gemüthsstimmung, in welcher ich mich damals befand. Ich weiß selbst nicht, weshalb es mir vorkam, als hätte es eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Benedictinerkloster. Es machte mir Lust zu angestrengter, hartnäckiger Arbeit. Es herrschte darin ein förmlich zu Kopfe steigender Geruch nach alten Büchern und Pergamenten. Dies hatte seinen Grund ohne Zweifel in einem ganz besonderen Umstand. Der Notar hatte nämlich

in einem der Parterrezimmer sein Archiv. Es bestand dies aus einer unendlichen Masse vergilbter Schriftstücke, schmieriger Acten und mit Staub bedeckter Fascikel, auf welchen die Spinnen zahlreiche Colonien gegründet hatten. Es wäre eine schwierige Aufgabe, Ihnen die Arbeitswuth zu schildern, welche sich in dieser Umgebung meiner bemächtigt hatte. Mit Tagesanbruch stand ich auf, ging einen Augenblick in den kleinen Garten hinunter, der frisch und schattenreich an einen von der Loire abgeleiteten Bewässerungscanal stieß. Dann setzte ich mich und studirte bis Mittag. Um zwei Uhr ging ich in die Vorlesungen. Abends schloß ich mich wieder in mein Zimmer ein und meine beste Arbeit war meine Nachtarbeit, die, welche nach der Lampe roch.

»Mein Ehrgeiz war kein geringer. Ich wollte alle Zweige der menschlichen Kenntnisse in ihrer Gesammtheit und in ihren Einzelheiten umfassen — Religionen, Philosophie, Metaphysik, Naturwissenschaften, Moral, Geographie, Geschichte, Sprachkunde, Theorie und Praxis der schönen Künste. Nachdem ich Jurisprudenz, Theologie und schöne Künste studirt, beabsichtigte ich auch noch Medicin zu studiren und mich nach einander in alle vier Facultäten aufnehmen zu lassen.

»In meinem stillen Asyle thürmte ich Bücher auf Bücher — Abhandlungen, Wörterbücher, Encyclopädien, Commentare, griechische und lateinische Classiker, Compilatoren aus dem Mittelalter, Chroniken, Legenden, Geschichtswerke, Gedichtesammlungen aus jedem Zeitalter und in allen Sprachen. Alles dies verschlang ich und entwickelte dadurch in mir eine erstaunliche Assimilationsgabe.

»Wenn mein Büchervorrath sich zu erschöpfen begann,

besuchte ich die Läden aller Buchhändler, wühlte in den Regalen der unbedeutendsten Antiquare herum und drei Viertheile des Monatsgeldes, welches meine Mutter mir zur Bestreitung meines Unterhaltes sendete, verwendete ich auf Vermehrung meiner Bibliothek, welche allmälig einen unmäßigen Umfang gewann. Der geformte Buchstabe war für meine Augen ein fortwährendes Bedürfniß und meine Pupille zog sich schmerzlich zusammen, wenn nicht das Bild eines gedruckten Blattes darauf fiel. Um diesen Schmerz zu beschwichtigen, beeilte ich mich das Erste Beste zu lesen, was mir in die Hände fiel. War es auch blos ein Stück von einem alten Kalender oder eines jener Blätter, in welche die Krämer ihre Waaren wickeln, so empfand ich doch sofort Linderung.

»So vergingen eilf Monate. Ich sah und kannte Niemanden in Nantes. Ich besuchte weder die Promenade, noch das Theater. Meine Studiengenossen, welche meine Monomanie kannten, hatten mir den Spitznamen »der Benedictiner« gegeben und machten sich über mich lustig.

»Dies war mir aber ganz gleich. Ich sammelte das Material zu einem Werke, welches in künftigen Jahrhunderten meinen Namen unsterblich machen und mir unter meinen Zeitgenossen einen Platz unter den berühmten Schriftstellern ersten Ranges anweisen sollte. Dieses, die Poesie, Linguistik, Geschichte, Philosophie und Metaphysik umfassende Werk sollte aus einem in unseren fünf modernen Hauptsprachen, der italienischen, spanischen, französischen, englischen und deutschen, gedachten und geschriebenen epischen Gedicht, in einem Wörterbuche der Ideen und in einer allgemeinen Uebersicht der historischen Concordanz be-

stehen. Damit hatte ich Arbeit auf zehn Jahre, aber was für eine Arbeit! und welcher Ruhm harrte meiner am Ende!

»Haben Sie sich jemals für die Umgestaltungen und Modificationen interessirt, welche der Gedanke und der Genius des Menschen erfahren kann, wenn er sich durch das Labyrinth der Sprachen hindurcharbeitet? Haben Sie sich zuweilen gefragt, wie Milton's Werk sich wohl gestaltet hätte, wenn der Verfasser des »Verlorenen Paradieses« an den Ufern der Seine geboren, oder Racine's Werk, wenn der Verfasser von »Athalia« der Landsmann Lessing's gewesen wäre? Wohlan, mein großes, in fünf Sprachen gedachtes und geschriebenes Gedicht hätte einen genauen Maßstab für diese Modificationen an die Hand gegeben. Glauben Sie nicht auch, daß ein Lexikon der Ideen nützlicher wäre als unsere Wörterlexika, welche höchstens zum Unterricht von Papageien taugen?

»Ein Lexikon der Nomenclaturen, der Definitionen, der angenommenen Bedeutungen, der Redensarten, der Orthographie, Terminologie — dies ist gleichsam nur das Gerippe des menschlichen Geistes.

»Ein Lexikon der Ideen dagegen wäre die lebendige Classification desselben. Ein solches Buch müßte ganz gewiß unserer Generation einen ungeheuren Aufschung geben und uns in fünfzig Jahren um zehn Jahrhunderte weiterbringen!

»Was die Tabelle der historischen Concordanzen betrifft, so würde es in der Geschichte die chronologische Ordnung, welche die Fackel der Geschichte ist, ersetzen. Anstatt sich die Jahrhunderte hindurchzutasten, wie Theseus in dem Labyrinth von Creta, würde man hier mit aufgerichtetem

Haupte einherwandeln wie in einer schönen Landschaft, deren Herrlichkeit man mit einem einzigen Blick umfaßt.

»So träumte ich in meinem alten Hause aus der Zeit Ludwigs des Eilften. Ich stelle Ihnen frei, dies Alles als Chimären und Kindereien zu betrachten.«

»Davor bewahre mich Gott!« antwortete Jules von Bervilly. »Es sind dies allerdings noch nicht die interessanten, ergreifenden Abenteuer, welche Sie mir zu versprechen schienen, wohl aber Excentricitäten, welche geeignet sind, die Aufmerksamkeit des Zuhörers zu fesseln.«

»Gedulden Sie sich. Wir werden bald genug zu dem eigentlichen Drama gelangen.

»So lebte ich in meine Studien versenkt und fremd allen anderen Dingen, die nicht zur Zahl meiner Bücher und meiner geschriebenen Hefte gehörten. Mein Plan war entworfen. Ich sammelte die Materialien zu dem Bauwerk; ich formte die Steine zu meinen Gewölben, meinen Säulen und meinen Pfeilern. Ich wünschte sehnlich die Stunde herbei, wo ich alle diese gelehrt combinirten Theile blos noch aufeinanderzusetzen hätte, um das Monument meines Jahrhunderts aufzurichten. O Jugend, erhabene, heilige Jugend, die an nichts zweifelt, das Geheimniß deiner Kraft liegt in deinem Glauben. Der Mensch würde niemals alt werden, wenn er keinen Augenblick aufhören könnte zu glauben.

»Fünfzehn Monate hatte ich so in Nantes verlebt, als ein Vorfall, der Ihnen auf den ersten Anblick als ein gewöhnlicher erscheinen wird, mich plötzlich aus meiner so ruhigen Bahn herausdrängte und die Reihe meiner Abenteuer begann.

»Es war im Monat December. Der Winter war kalt und der steinerne Fußboden meines Zimmes war mir des Nachts, wenn ich arbeitete, sehr unangenehm. In dem Laden eines Trödlers hatte ich im Vorbeigehen alte wollene Teppiche in ziemlich schlechtem Zustand, aber von merkwürdiger Zeichnung gesehen.

»Einer dieser Teppichreste stellte eine Scene aus der Bibel vor. Man sah hier Ahasverus, Esther, Mardochai und Haman in der Tracht des Zeitalters Heinrichs des Zweiten. Man würde daher diese Helden des alten Testaments nicht wieder erkannt haben, wenn der Künstler nicht Sorge getragen hätte, jede Person durch ihren daruntergestickten Namen zu bezeichnen.

»Dieses alte Kunstproduct gefiel mir sehr und ich kam auf die Idee, mir einen Teppich daraus zu machen. Man überließ es mir für etwa zwanzig Livres.

»Während ich aber bei dieser Gelegenheit in dem Trödelladen herumwühlte, entdeckte ich auch einige Bücher, was mir natürlich noch weit interessanter war. Ich schlug auf's Gerathewohl einen kleinen Folioband auf. Es war das »Speculum vitae humanae« von Roderich, das Buch, welches Sie vorhin auf meinem Tische liegen sahen.

»Dieser bibliographische Fund erfüllte mich mit hoher Freude. Es waren noch gegen vierzig andere sehr alte Werke da.

»Der Trödler sagte mir, er habe sie mit mehreren andern Dingen von einem alten Gelehrten gekauft, der in einem Hause der Nachbarschaft gestorben sei. Ich packte »den Spiegel des menschlichen Lebens« zu den Teppichen und ließ mir

Alles nach Hause tragen. Es war dies Genuß und Freude auf mehr als eine Woche.

»Noch denselben Abend setzte ich mich an meinen Camin, ließ die Füße auf meinem Teppich ruhen, dessen große Figuren in dem flackernden Scheine eines Feuers von grünem Holze einen phantastischen Anblick gewährten, nahm mein »Speculum vitae humanae« zur Hand und betrachtete es lange mit jener Liebe, welche der Alterthumsforscher und der Curiositätensammler den Trümmern eines entschwundenen Zeitalters widmen. Dann verwendete ich mehrere Stunden auf Entzifferung des Lateins des gelehrten Roderich und bereits hatte die Mitternachtsstunde geschlagen, als ich mein Buch zuklappte, um mir ein wenig Schlaf und Ruhe zu gönnen.

»Hierbei ward ich von einem Umstand betroffen gemacht. Der pergamentene Einband des Buches war sehr dick und schien inwendig mit etwas ausgefüllt zu sein. Die Buchbinder der Vorzeit verwendeten bei ihrer Arbeit oft Blätter aus alten Büchern und ich wußte, daß auf diese Weise schon kostbare Entdeckungen gemacht worden waren. Ich fuhr deshalb mit meinem Messer zwischen das Pergament, legte es aus einander und zog zu meinem großen Erstaunen nicht gedruckte, sondern von moderner, sehr feiner Hand geschriebene Blätter hervor.

»Da ich sehr müde und schläfrig war, so verschob ich das Lesen des auf so seltsame Weise in meinen Besitz gelangten Manuscriptes auf den nächsten Tag, verschloß es aber sorgfältig in das Schubfach meines Secretärs. Am andern Morgen hatte ich mich eben angekleidet, als die Magd des

Notars mir meldete, daß ein Unbekannter mich zu sprechen verlange und im Garten warte.

»Es war dies der erste Besuch, der sich seit fünfzehn Monaten bei mir einfand. Im Garten traf ich einen Mann von etwa dreißig Jahren mit blondem Haar und einem frischen, rosigen, lächelnden Gesicht, der echten Larve der selbstzufriedenen Dummheit.

»Sobald er mich erblickte, rief er:

»Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich Sie störe, Herr Montel. Ich bin Student wie Sie.«

Hier unterbrach der Vicomte den Erzähler, indem er sagte:

»Warum nannte er Sie Montel? Ist Ihr eigentlicher Name nicht Joachim Savonarola?«

»Savonarola ist allerdings mein Name,« antwortete der Doctor. »Aber warten Sie ein wenig und Sie werden bald erfahren, warum ich mich nach dem Namen meiner Mutter Montel nannte. — Dieser junge Mann sagte also zu mir:

»Ich bin Student wie Sie, und Sie haben mir, ohne es zu ahnen, einen Schatz geraubt.«

»Ich, mein Herr?« antwortete ich. »Ich habe Ihnen etwas geraubt?«

»Ja, das »Speculum vitae humanae«.

»Wie! jenes Buch, welches ich bei einem Trödler gekauft, gehörte Ihnen? Hatte man es Ihnen vielleicht gestohlen?«

»Ich dachte nun auf den aufgeschnittenen Einband, an das Manuscript, welches ich aus demselben genommen, und das Blut stieg mir in's Gesicht.

»Sie haben es nicht errathen,« entgegnete mein Mitstudent mit seinem einfältigen Lächeln. »Ich witterte diese alte Scharteke schon lange Zeit, denn ich bin ein Liebhaber von Curiositäten gerade wie Sie. Wir waren blos nur um einige zwanzig Sousstücke aus einander und gestern Abend hörte ich, daß Sie das Buch gekauft hätten. Aus Rücksicht auf die Gemeinsamkeit unserer Studien und Geschmacksrichtungen werden Sie mir verzeihen, daß ich mich so unumwunden ausspreche. Würden Sie wohl die Güte haben, mir dieses Buch auf vierundzwanzig Stunden anzuvertrauen? Es ist ein grimmiger Bibliomane, der diese Bitte an Sie richtet.«

»Der junge Mann schien mir durchaus nicht sehr discret zu sein, und ich hätte ihm sein Verlangen lieber abgeschlagen. Ich war aber damals sehr schüchtern. Die Gewöhnung an einsames Nachdenken und Arbeiten machte mich dem mindesten unvorhergesehenen Zufalle gegenüber wehrlos, und raubte mir die Geistesgegenwart. Ich eilte, vier Stufen auf einmal nehmend, die Treppe meiner beiden Etagen hinauf, nahm das Buch, eilte eben so schnell wieder hinunter und übergab es dem Kecken. Dieser ergriff es sofort, eilte, ohne ein einziges Wort des Dankes an mich zu richten, nach der Thür und verschwand, während ich ihm verblüfft nachschaute.

»Mein kostbares Buch ging ich wußte nicht wohin. Der Unbekannte hatte mir allerdings gesagt, er sei Student der Rechte, aber er hatte mir nicht seinen Namen genannt. Dieses eigenthümliche Vergessen, der brutale Raub, welcher plötzlich auf so höfliche und manierliche Redensarten gefolgt war, alles dies verwirrte mich.

»Ach, was da,« sagte ich, nachdem ich einige Augenblicke nachgedacht, bei mir selbst, »es ist ein Bibliomane, Monomane, ein Sonderling. Morgen wird er wiederkommen, und da er Student ist, so sehe ich ihn auf alle Fälle früher oder später einmal in dem Hörsale. Dennoch war ich, als ich mich auf mein Zimmer zurückbegab, ziemlich unruhig. Bis jetzt war mein Leben so ruhig, so eintönig, mein Himmel so glatt und rein gewesen, daß diese kleine Wolke mich störte. Ich nahm das Manuscript zur Hand. Gleich bei den ersten Zeilen sah ich, daß es eine Art Tagebuch war. Die feine, unsichere Schrift verrieth eine Frauenhand. Es genügte mir eine Seite zu lesen, um mich zu überzeugen, daß es sich in der That um eine Reihenfolge von Tag zu Tag niedergeschriebener Notizen handelte, in welcher ich schon den Anfang einer Liebesintrigue dämmern sah, als ich an meine Thür pochen hörte.

»Die alte Magd des Notars trat abermals in mein Zimmer.

»Herr Montel,« sagte sie, »eine Dame hat soeben diesen Brief gebracht und gesagt, daß derselbe nur an Sie selbst abgegeben werden solle.«

»Eine Dame!« rief ich, »welche Dame? Ich kenne keine Dame!«

»Sie wünschen wohl zu hören, ob sie jung gewesen sei, aber ich weiß es nicht. Sie hatte sich in einen großen Pelz gehüllt und ein Schleier verdeckte ihr Gesicht.«

»Sobald ich wieder allein war, drehte ich den Brief wiederholt in den Fingern herum. Die Adresse lautete:

»An Herrn Montel, Student der Rechte. Pressant.«

»Ich erbrach das Siegel und las Folgendes:

»Mein Herr, im Namen des Theuersten, was Sie auf der Welt besitzen, im Namen Ihrer Mutter, bitte ich Sie, sich um keinen Preis des Buches zu entäußern, welches Sie gestern in einem Trödlerladen der Rue de la Vannerie gekauft haben. Wenn vielleicht Jemand zu Ihnen kommt, um dieses Buch zu leihen, so erklären Sie nur keck, Sie wüßten nicht, was man von Ihnen wolle. Sollten Sie anders handeln, so würden Sie sich für das größte Unglück verantwortlich machen. Wenn Sie sich heute Abend acht Uhr in dem Hotel »zur goldenen Glocke« einfinden wollen, so sollen Sie erfahren, weshalb ich diese Bitte an einen rechtschaffenen Mann richte.

»Susanne.«

Sechstes Capitel.

Ein unbekanntes Drama.

Nachdem Savarus diesen Brief, der zu den in dem Kästchen von Ebenholz enthaltenen Papieren gehörte, gelesen, fuhr er folgendermaßen fort:

»Ich muß Ihnen sagen, daß ich, obschon bereits zwanzig Jahre alt, doch noch meine ganze Unschuld besaß. Die Wissenschaft war bis jetzt meine einzige Geliebte gewesen. Dieser Name Susanne erfüllte mich mit einer mir ganz neuen Gemüthsbewegung. Mit Ausnahme meiner Mutter

war die Unbekannte in dem Hotel „zur goldenen Glocke“ das einzige Weib, welches in meinem Leben an mich geschrieben. Ich wußte nicht, wie alt sie war, aber ich hätte darauf schwören wollen, daß sie jung und schön sei. Das parfümirte Papier dieses Billets, die zierlichen Buchstaben, das rosenfarbene Siegellack, alles dies hatte für mich etwas Weibliches, wovon mein Herz erbebte.

„Ohne Ihnen zu erklären zu suchen, ob das, was ich in diesem Augenblick empfand, seinen Grund in den geheimen, sympathischen Ausströmungen hatte, die in den Falten des Briefes enthalten waren und auf meine Jugend einwirkten, oder ob es blos eine Folge meines Temperaments war, welches nur auf einen Zufall wartete, um zu erwachen, so steht doch so viel fest, daß das Weib, ich meine das Weib in seiner sinnlichen Bedeutung, mir jetzt zum ersten Mal offenbart ward.

„Lange überließ ich mich den wonnigen Regungen, welche mir aus dem Herzen in den Kopf stiegen.

„Aus diesem Namen Susanne schuf meine Phantasie ein vollkommenes Wesen, ein süßes Bild, welches ich natürlich mit allen Eigenschaften begabte, welche einem menschlichen Wesen zum Schmuck gereichen können.

„Als ich mich an diesen Phantasiegebilden einigermaßen gesättigt, dachte ich an die Seltsamkeit der Vorfälle, welche sich in meiner bis jetzt so einförmigen Existenz ereignet hatten.

„Welche Beziehung konnte zwischen dieser Susanne und dem im Jahre 1472 zu Münster gedruckten Werke Roderich's bestehen? War es vielleicht das von mir entdeckte Manuscript, was sie interessirte? Und dieser rothbäckige,

freundliche junge Mann, welcher so hastig Bücher lieh und forttrug, bestand ein Zusammenhang zwischen ihm und meiner Unbekannten? Wie war endlich ich selbst in dieses Abenteuer verwickelt worden? und welches geheime Band fesselte mich an so viele Interessen, deren Existenz ich noch am Abend vorher nicht einmal ahnte?

»So vergeudete ich den ganzen Tag in fruchtlosen Betrachtungen.

»Im Monat December kommt die Nacht sehr schnell. Erfüllt von fieberhafter Ungeduld und nur an die Zusammenkunft mit der Unbekannten denkend, verließ ich das Haus, um meine bescheidene Mahlzeit in einer nicht weit von der Rechtsschule gelegenen Speisewirthschaft einzunehmen. Kaum hatte ich drei Schritte aus meinem Hause gethan, so sah ich beim Schein der Laternen einen Menschen auf mich zugelaufen kommen. Er blieb vor mir stehen, betrachtete mich aufmerksam und sagte dann:

»Sie sind Herr Montel, nicht wahr?«

»So heiße ich allerdings. Womit kann ich Ihnen dienen?«

»Haben Sie gestern ein »Speculum vitae humanae« gekauft?«

»Ich glaubte, ich müßte den Verstand verlieren. Ich, der ich sonst so sanft, so ruhig war, schleuderte dem Unbekannten einen furchtbaren Fluch ins Gesicht. Handelte es sich denn um eine Wette, um eine Mystification?

»Packen Sie sich zum Teufel mit Ihrem Buche!« rief ich.

»Und mit diesen Worten rannte ich davon, als ob mir selbst der Teufel dicht auf den Fersen wäre.

*

»Ich speiste mit sehr schlechtem Appetit und begab mich dann zu dem Händler, der das alte Buch an mich verkauft, auf welches jetzt Alles erpicht zu sein schien.

»Hören Sie,« sagte ich zu ihm, »was ist das für ein schlechter Scherz? Haben Sie sich vielleicht vorgenommen, mir alle Einwohner der Stadt Nantes über den Hals zu schicken?«

»Sie meinen wohl wegen des Buches?«

»Ja wohl.«

»Nun, es thut mir um meiner selbst willen sehr leid, daß ich es Ihnen so billig verkauft habe. Seit heute Morgen sind schon drei Personen dagewesen, um es mir abzukaufen. Es war eine förmliche Prozession. Alle drei fragten mich nach Ihrer Adresse. — Wollen Sie es mir vielleicht wieder ablassen?«

»Ich habe es ja nicht mehr — man hat es mir fast geradezu gestohlen.«

»Nachdem ich den Trödler verlassen, lenkte ich meine Schritte nach dem Hotel »zur goldenen Glocke«. Eine Magd stand auf der Schwelle. Ich fragte sie, ob hier eine Dame Namens Susanne wohne.

»Diese Dame hat an Sie geschrieben, nicht wahr? Kommen Sie — sie erwartet Sie.«

»Einige Augenblicke später standen wir auf dem Vorplatze der ersten Etage vor der Thür eines der numerirten Zimmer. Während die Magd den außen im Schlosse steckenden Schlüssel umdrehte, schlug mein Herz so gewaltig, daß ich unwillkürlich die Hand darauf drückte, um die Schläge desselben zu beschwichtigen. Ohne recht zu wissen warum, fühlte ich, daß ich bei einem jener entscheidenden

Momente angelangt war, deren Folgen auf einem ganzen Menschenleben lasten. Es lag in dem, was ich fühlte, ein Gemisch von Wollust und banger Scheu, so wie man es zum Beispiele empfinden würde, wenn man eine schöne Landschaft von dem äußersten Rande eines Abgrundes aus betrachtete. Einen Augenblick lang wollte ich die Flucht ergreifen.

»Alles dies ging, wie Sie sich von selbst denken werden, sehr rasch.

»Nachdem die Magd die Thür geöffnet hatte, stieß sie mich wie ein Kind ohne weitere Umstände vor sich her in das Zimmer und rief:

»Madame, Madame, da ist er!«

»Dann ließ sie mich mit meiner Unbekannten allein.

»Ganz verblüfft über diese Einführung, blickte ich schüchtern auf, und stand wie geblendet, als ich einer von Jugend und Schönheit strahlenden Dame ansichtig ward.

»Der verführerische Ausdruck ihres Gesichtes hatte seinen Grund weniger in der, übrigens vollkommenen Regelmäßigkeit der Züge, als in der Empfindsamkeit und Sanftmuth, welche darin geschrieben stand. Ihre Gesichtsfarbe war ungemein weiß und zart, und ihr Blick besaß jenes sanfte Strahlen, welches die Maler ihren Madonnenbildern zu geben pflegen.

»An der Unbeweglichkeit, welche mich gefesselt hielt, konnte sie nicht umhin die Bewunderung zu errathen, welche ihr Anblick mir einflößte. Mit einer annuthigen Geberde zeigte sie auf einen in der Nähe des Camins stehenden Stuhl und nahm selbst in einem Lehnsessel Platz.

»Lassen Sie mich vor allen Dingen,« begann sie,

»Ihnen für die Bereitwilligkeit danken, womit Sie der Einladung einer Person folgen, die Ihnen vollständig unbekannt war, Herr Montel.«

»Ich verneigte mich mit der ganzen Verlegenheit meiner Situation und meines Alters und erwartete dann, was die Dame weiter sagen würde.

»Diese erwartete ihrerseits wahrscheinlich ebenfalls eine Antwort, welche ihr Gelegenheit gäbe, auf die Sache selbst einzugehen. Da ich jedoch fortfuhr sie schweigend zu betrachten, so machte sie eine kurze ärgerliche Bewegung, welche ihrer Physiognomie plötzlich einen Ausdruck gab, der sehr verschieden von dem war, welcher mich so sehr bezaubert. Ihr Auge ward trocken, ihr Mund spöttisch. Etwas Kaltes, wie eine Stahlklinge, ging mir durch's Herz.

»Dies war aber nur ein Blitz. Kaum hatte ich Zeit, mir dieses raschen Eindrucks bewußt zu werden, denn sofort nahm die Unbekannte wieder ihre Engelsmiene an, indem sie sagte:

»In der That, Sie werden mich für sehr dreist halten, und Gott weiß, was Sie von mir denken —«

»Ich denke, Madame, daß ich Ihnen zur Verfügung stehe und Ihre Befehle erwarte.«

»Diese Redensart schien mir außerordentlich gut gedrechselt zu sein, und ich war förmlich entzückt von mir.

»Die Umstände,« hob die Dame wieder an, »welche mich veranlaßt haben, bei Ihnen einen für mich sehr ungewohnten Schritt zu thun, sind mit kurzen Worten folgende. Ich heiße Susanne Petit. Ich wohne in Paris und bin an einen Oberbeamten beim Zollwesen verheiratet. Einer unserer Verwandten, welcher lange in Nantes wohnte und

hier auf ziemlich excentrische Weise lebte, hatte, ohne daß wir es wußten, Papiere in seinem Besitz, die für unsere Familie von der größten Wichtigkeit sind und von welchen — ich muß es Ihnen sagen — das Vermögen und die Ehre meines Gatten abhängen. Diese Papiere befinden sich gegenwärtig in Ihren Händen.«

»In meinen Händen! Papiere, welche Ihre Familie interessiren! Ist dies möglich, Madame? Irren Sie sich nicht im Namen?«

»Dieses Abenteuer, der Anblick einer schönen, jungen Frau, die Unruhe, womit sie mich erfüllte, alles dies hatte mich so betäubt, daß ich nicht an das Manuscript dachte, welches ich am Abend vorher in dem Einband des »Speculum vitae humanae« entdeckt.

»Susanne schien, während sie von dem Vorhandensein dieser Papiere sprach, mich aufmerksam in's Auge zu fassen und ein wenig unruhig zu sein. Als ich ihr aber sagte, daß ich sie nicht verstände, gewannen ihre Züge wieder den gewohnten sanften und gefühlvollen Ausdruck.

»Wohlan,« sagte sie, »ich will Ihnen dies Alles erklären. Unser alter Verwandter, ein hypochondrischer Sonderling, der in vollständiger Abgeschlossenheit lebte, schrieb uns auf seinem Sterbebett, um uns von der Existenz dieser Papiere zu unterrichten. »Kommt so schnell als möglich, sagte er in seinem Briefe, ich weiß, daß ich nur noch wenige Tage zu leben habe und ich wage nicht, diese Papiere Jemanden anzuvertrauen. Solltet Ihr jedoch zu spät anlangen, sollte der Tod Euch zuvorgekommen sein, dann sucht in meiner Bibliothek auf dem dritten Bretgestell ein altes Buch, welches den Titel hat: »Speculum vitae humanae.« In dem Einband

dieses Buches versteckt werdet Ihr die fraglichen Papiere finden.« — Unglücklicher Weise kam dieser Brief uns nicht sogleich zu Händen. Als ich vor erst wenigen Tagen in Nantes anlangte, erfuhr ich, daß unser Verwandter todt sei und daß sein Mobiliar und seine Bibliothek verkauft worden. Nach vielen Nachforschungen ließ mich endlich ein Zufall den Handelsmann entdecken, welcher die Bücher gekauft. Ich erfuhr, daß das, welches die kostbaren Documente enthielt, sich in Ihren Händen befände, ich schrieb an Sie und Sie wissen nun, Herr Montel, was ich von Ihrer Ehre erwarte.«

»Es stand außer allem Zweifel, daß die Papiere, um welche es sich handelte, keine anderen waren, als jenes Manuscript, welches ich, wie Sie sich entsinnen werden, noch nicht Zeit gehabt hatte zu lesen. Die Grundregeln des Zartgefühls befahlen mir, Susanne sofort zu beruhigen, und ihr die Entdeckung, die ich gemacht, mitzutheilen.

»Während sie aber noch sprach, gingen mir rasche Gedanken durch den Kopf. Es war höchst wahrscheinlich, daß der sich so nennende Student, der mir das Buch entführt, und der Unbekannte, welcher mich denselben Abend auf der Straße angeredet, ebenfalls dem geheimnißvollen Manuscript nachtrachteten. Wäre es nicht sehr leichtsinnig gehandelt gewesen, wenn man diesen Gegenstand sofort dem Ersten Besten, der ihn für sich in Anspruch nahm, hätte aushändigen wollen?

»Dann bedachte ich auch, daß ich, wenn ich Susannens Nachforschungen ein wenig verlängerte, sie mehrmals sehen und mich ihr nothwendig machen würde. Vielleicht gewahrte sie dann die Bewunderung, welche sie mir einflößte.

»Sobald Susanne zu Ende gesprochen, rief ich daher in trostlosem Tone:

»Ach, Madame, Ihr Brief ist, wie ich nun sehe, zu spät an mich abgegeben worden. Ich habe jenes Buch nicht mehr.«

»Dies war nicht die ganze Wahrheit, aber es war doch Wahrheit.

»Aber wo ist es denn hingekommen?« rief Susanne mit funkelndem Blick.

»Ich erzählte ihr nun, was mir am Morgen begegnet war, den Besuch des Studenten, seine Bitte und die ritterliche Weise, auf welche er mit meinem Buche davongelaufen war.

»Bei der flüchtigen Schilderung, die ich von der äußern Erscheinung dieses Menschen entwarf, schien Susanne, die bis jetzt sehr unruhig gewesen, sich wieder zu fassen und sagte, wie mit sich sprechend:

»Das ist er nicht gewesen — dann ist noch Hoffnung.«

»Mehrmals ließ sie mich die geringsten Einzelheiten wiederholen und machte unserer Unterredung ein Ende, indem sie in einem Tone, dessen Zauber sich nicht beschreiben läßt, zu mir sagte:

»Herr Montel, ich bin allein, ohne Freunde, ohne Bekannte hier in dieser fremden Stadt. Sie wissen nun, von welcher Wichtigkeit die Sache ist, die mich hierherführt. Seien Sie diese Stütze, die mir mangelt, seien Sie dieser Freund! Nicht wahr, Sie sind dazu bereit?«

»Sie reichte mir eine kleine, weiße Hand mit feingeformten Fingern und rosenfarbenen Nägeln. Ich ergriff

diese Hand zitternd und behielt sie in der meinigen, während die junge Dame fortfuhr:

»Die Mittheilungen, welche Sie mir soeben gemacht, beruhigen mich ein wenig wieder. Der Student, der Ihnen heute Morgen Ihr Buch abgeborgt, ist ganz einfach ein Bücherfreund wie Sie und steht in keiner Beziehung zu der Person, in deren Hände die Papiere, wie ich fürchtete, vielleicht gerathen wären. Nicht wahr, Sie versprechen mir, morgen Früh alle nothwendigen Nachforschungen anzustellen, um jenen Studenten ausfindig zu machen?«

»Zweifeln Sie nicht an meinem Eifer, Madame.«

»Noch mehr rechne ich auf Ihre Verschwiegenheit. Sagen Sie von dem, was ich Ihnen anvertraut, keinem Menschen ein Wort.«

»Durch mich soll Niemand etwas erfahren, dies schwöre ich Ihnen.«

»Nun denn auf Wiedersehen, morgen Mittag.«

»Ich verließ das Hotel »zur goldenen Glocke«, trunken von Liebe für die schöne Susanne. Mein Herz war ganz erfüllt von ihrem Bild; ich hörte noch die sanfte Musik ihrer Stimme, ich fühlte noch ihren durchdringenden Blick auf mir ruhen. Der Atlas ihrer Finger hatte eine feuchte Wärme auf meiner Hand zurückgelassen. Von dem Augenblick an, wo ich mich innerhalb des Luftkreises dieser Frau befunden, hatte sich ein unwiderstehlicher Zauber aller meiner Gedanken bemächtigt. Es war mir, als finge ich erst jetzt an zu leben.

»Wenn diese plötzliche gebieterische Liebe Sie befremdet, so bitte ich Sie, sich dessen zu entsinnen, was ich Ihnen schon vorhin von der Situation sagte, in der ich mich

befand. Ich hatte nicht blos niemals geliebt, sondern auch noch niemals an ein Weib gedacht. Meine Seele war noch eben so neu wie meine Sinne. Wie wenn ein Wassertrinker, der zum ersten Male den Saft der Traube genießt, gleich an einen der edelsten Weine geräth, so war auch das erste Weib, welches sich mir offenbarte, mit allen Reizen ihres Geschlechts geschmückt und überdies war sie eine Pariserin.

»Gott bewahre mich, daß ich die Provinz schmähen sollte. Die Frauen der Provinz haben ebenfalls ihre eigenthümlichen Reize. Sie besitzen ihre eigenthümliche Koketterie und Grazie, und die naive Unbeholfenheit, die sie zuweilen zeigen, ist ebenfalls nicht ohne Reiz. Man muß aber fern von Paris erzogen worden sein und gelebt haben, um das Verführerische, Zarte, Elegante und Schmiegsame, welches in der Stimme, in der Geberde, in der Haltung und dem Gang der Pariserin liegt, seinem ganzen Umfange nach zu begreifen.«

Savarus schien in Folge des langen Sprechens ein wenig angegriffen zu sein. Jules von Bervilly forderte ihn auf, sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, und benutzte diese Gelegenheit, um die Vertheidigung der Damen der Provinz in die Hand zu nehmen.

»Wenn Sie jemals Ihre Memoiren schreiben, so nehmen Sie sich in Acht und fällen Sie nicht auf allzu rücksichtslose Weise Urtheile nach Art dessen, welches Sie soeben über das schöne Geschlecht ausgesprochen. Die gegen alle Huldigungen abgestumpfte Pariserin wird Ihnen Ihre Parteilichkeit nicht Dank wissen und die mit Recht gegen Sie erbitterte Dame der Provinz würde Ihr Buch in die Acht erklären. Bedenken Sie doch, daß es keine eigentlichen Pari-

serinnen gibt, weil Paris ja nicht eine Stadt ist, in der man geboren wird, sondern eine Stadt, in die man kommt. Die Provinz ist es, welcher Paris seine schönsten und graziösesten Frauen entlehnt, ohne die zu rechnen, welche über die Pyrenäen, den Canal oder den Rhein kommen, um auf diesem Schauplatz zu glänzen.«

»Sie haben vielleicht Recht,« antwortete Savarus lächelnd, »und ich thue dem schönen Geschlechte aller vier Himmelsgegenden hiermit Abbitte. — Daß ich in diese Susanne sterblich verliebt war, steht jedoch fest,« fuhr er dann in seiner Erzählung fort. »Als ich, ganz von meinen neuen Gefühlen beherrscht, das Hotel »zur goldenen Glocke« verließ, fiel es mir nicht ein, mich sofort nach Hause zu begeben, sondern ich ging vielmehr erst ein wenig außerhalb der Festungswerke spazieren. Der Abend war kalt, aber sehr schön; der Mond schien, aber dennoch war es unter den Bäumen der Promenade sehr dunkel.

»Kaum hatte ich einige Schritte zurückgelegt, so erhoben sich in kurzer Entfernung vor mir die lauten Stimmen zweier Personen, welche in einem heftigen Wortwechsel begriffen zu sein schienen.

»Ich näherte mich vorsichtig. Der Weg machte eine Biegung und ich konnte die betreffenden Personen noch nicht sehen, obschon ich gar nicht mehr weit von ihnen entfernt war.

Plötzlich hörte ich den Ruf: »Elender!« dann einen gellenden Schrei, einen Ausruf des Schmerzes und der Todesangst und sich rasch entfernende Tritte. Ich eilte zur Stelle. Eine dunkle Gestalt verschwand am Ende des We-

ges und ich stieß mit dem Fuße an einen menschlichen Körper, der auf dem hartgefrorenen Boden ausgestreckt lag.

»Ich bückte mich zu dem armen Schlachtopfer herab, versuchte es aufzuheben und besudelte mir die Finger mit Blut. In der Hoffnung, einen Vorübergehenden zu bewegen, mir den Verwundeten oder vielleicht Todten fortschaffen zu helfen, rief ich nach Hilfe, aber Niemand antwortete.

»Nach einigen Augenblicken stieß der Verwundete ein schwaches Aechzen aus. Ich faßte ihn in meine Arme und es gelang mir mit vieler Mühe, ihn auf eine der steinernen Bänke der Promenade zu tragen. Das Blut strömte noch fortwährend aus einer Wunde in der Brust. Ich riß dem Unglücklichen die Kleider auf und tupfte die Wunde mit meinem Taschentuch. Das Gefühl der sehr lebhaften Kälte erweckte ihn aus seiner Ohnmacht.

»Wo bin ich?« murmelte er mit sehr schwacher Stimme. »Wer sind Sie?«

»Ein Freund! — Ich hörte Ihren Schrei und eilte, um Ihnen Hilfe zu bringen, in dem Augenblick herbei, wo Ihr Mörder die Flucht ergriff.«

»Ja, mein Mörder! O der Elende, ich muß ihn wiederfinden, ich muß ihn um jeden Preis wiederfinden!«

»Können Sie ein wenig gehen?«

»Ich will es versuchen.«

»Wo wollen Sie, daß ich Sie hinführe?«

»Ich wohne nicht in dieser Stadt,« sagte er, »und bin erst heute Morgen hier angelangt.«

»Nun, dann kommen Sie mit zu mir — ich bin gern erbötig, meine Studentenwohnung mit Ihnen zu theilen,

und wenn der Zustand Ihrer Wunde es verlangt, so werde ich sofort einen Arzt herbeiholen.«

»Als ich den Verwundeten bei dem zweifelhaften Mondlicht betrachtete, war es mir, als entsinne ich mich seiner Züge; selbst seine Stimme war mir, obschon ein wenig verändert und zitternd, nicht fremd.

»Sobald als ich mit ihm in meinem Zimmer angelangt war, erkannte ich in ihm den Mann, welcher einige Stunden vorher mich in dem Augenblick, wo ich mein Haus verlassen, angeredet und den ich zum Teufel gehen geheißen hatte.«

Siebentes Capitel.

Der Selbstmord.

Der Doctor Savarus stand im Begriff, dem Vicomte Jules von Bervilly zu erzählen, was die Folge seiner Begegnung mit dem Manne gewesen, den er von einem Dolchstich getroffen in seinem Blute schwimmend an den Festungsmauern der Stadt gefunden und aufgehoben, als er plötzlich schwieg und sich, einen tiefen Seufzer ausstoßend, mit beiden Händen nach dem Kopfe fuhr.

»Was fehlt Ihnen?« rief Jules von Bervilly, dessen Aufmerksamkeit auf's Höchste gespannt war und der vor Begier brannte zu erfahren, durch welchen unerwarteten

Uebergang aus dem Montel von Nantes der italienische Joachim Savonarola und wie endlich aus Joachim Savonarola, dem Bruder Gerolds, des angeblichen Grafen Cardiano=Cardiani, der Doctor Savarus werden würde, dessen merkwürdige Erzählung er eben anhörte.

Da der Doctor unbeweglich und wie in eine Art innere Betrachtung versunken blieb, so hob der Vicomte wieder an:

»Ich sagte es Ihnen wohl, Sie sind noch zu schwach, um so lange zu sprechen. Gönnen Sie sich ein wenig Ruhe und in einigen Stunden können Sie dann Ihre Geschichte vollends erzählen.«

Jules von Bervilly gehorchte, indem er diesen Rath ertheilte, jener beklagenswerthen Gewohnheit, welche wir uns in der Welt aneignen und die darin besteht, daß wir beinahe immer das Gegentheil von dem sprechen, was wir denken, um den Gesetzen der Höflichkeit und des Herkommens gemäß zu handeln. Jules von Bervilly dachte bei sich selbst:

»Deine Geschichte interessirt mich ungemein, sie reizt meine Neugier im höchsten Grade und zwar um so mehr, als sie nach einer gewissen Seite hin die meinige berührt. Es wäre mir deshalb sehr unangenehm, wenn Du sie unter dem Vorwand von Unpäßlichkeit oder Ermüdung nicht zu Ende erzählen wolltest.«

Savarus antwortete nicht sogleich; nach Verlauf von einigen Augenblicken aber zuckte er zusammen.

»Hörten Sie?« fragte er.

»Was denn?« entgegnete Jules von Bervilly.

»Einen dumpfen Knall — fast wie ein Pistolenschuß.

— Ja, das muß es sein — ein Pistolenschuß — in einem Zimmer dort.«

Jules von Bervilly hatte nichts gehört. Innerhalb und außerhalb des Hauses hatte die größte Ruhe nicht aufgehört zu herrschen, und er betrachtete deshalb den Doctor mit einer Miene der Ueberraschung, deren Bedeutung dieser vollkommen verstand.

»Sie sind nahe daran mich für ein wenig wahnsinnig zu halten,« sagte Savarus. »Sie brauchen nicht zu erröthen, wenn ich Ihre Gedanken errathen habe. Ich bin überzeugt, daß das, was ich Ihnen sagen will, Ihnen noch extravaganter erscheinen wird, und daß Sie von meinem irrsinnigen Zustand noch fester überzeugt sein werden. Doch gleichviel, hören Sie mich an. Es geht in diesem Augenblick bei dem Manne, welchen Sie den Grafen Cardiano-Cardiani nennen, etwas Außerordentliches vor — ein Mord oder vielleicht ein Selbstmord. Der Pistolenschuß, den ich soeben hörte, fiel in seinem Zimmer und ich rieche Blut und Pulverdampf.«

»Ha!« rief der Vicomte, dessen Erstaunen immer höher stieg, »sagen Sie das im Ernste?«

»Im vollen Ernste.«

»Es wäre kein Scherz — wo wohnt der Graf Cardiano-Cardiani?«

»Im Dorfe, wie Ihnen recht wohl bekannt ist, da Sie ja alle Tage zu ihm gehen, um seiner Tochter Regina den Hof zu machen.«

»Und wir sind hier?«

»In meiner Wohnung auf der Place Royale.«

»Das heißt anderthalb Wegstunden von der Wohnung des Grafen, nicht wahr?«



»Dreitausend Toisen — nicht mehr und nicht weniger.«

»Und Sie haben den Knall des Pistolenschusses gehört? Sie riechen den Pulverdampf?«

»Ich habe vielleicht zur Definition meiner Wahrnehmungen nicht die ganz richtigen Ausdrücke gewählt,« antwortete Savarus, »und bin genöthigt, mich der gewöhnlichen Sprache zu bedienen, um etwas Außergewöhnliches oder vielmehr Ungewohntes auszudrücken. Was wollen Sie? Ich bin mit einem Sinn mehr begabt als Sie, mit dem sechsten Sinn, und die französische Akademie hat den Irrthümern aller Akademien der Wissenschaften gemäß in ihrem Wörterbuche bis jetzt nur fünf verzeichnet. Wenn Sie aber von hier fortgehen, so begeben Sie sich direct nach Passy, treten Sie keck in die Wohnung des Grafen Cardiano-Cardiani, ohne sich um das zu kümmern, was gestern Abend bei Peyrotte geschehen, ohne daran zu denken, daß dieser Mann Gerold Savonarola heißt und daß ich ihm in Ihrer Gegenwart seine Verbrechen ins Gesicht geschleudert habe. Gehen Sie hin und sagen Sie mir, wenn Sie wiederkommen, ob ich Sie getäuscht, ob ich mir einen Scherz mit Ihnen erlaubt habe, ob nicht diesen selben Morgen, einige Minuten vor sechs Uhr, ein Mord oder Selbstmord unter jenem Dache begangen worden.«

Während der Doctor diese letzten Worte sprach, schlug es sechs Uhr.

In demselben Augenblick ließ sich draußen auf dem Vorplatz das Geräusch von Tritten hören und man pochte an die Thür.

Der Vicomte erhob sich, um zu öffnen.

Peyrotte und Gerard traten in das Zimmer.

»Alles, was ich Ihnen mitgetheilt,« sagte der Doctor dem Vicomte leise ins Ohr, »muß zwischen uns bleiben. Heute Abend werden Sie wiederkommen und ich werde Ihnen die Fortsetzung meiner Abenteuer erzählen.«

Als der Graf Cardiano-Cardiani durch das unerwartete Erscheinen des Geliebten Regina's einen Augenblick von der magnetischen Gewalt des Doctor Savarus befreit, zu einem der Fenster des Zimmers hinausgesprungen, war seine Flucht zu schnell gewesen, als daß er die seltsame und niederschmetternde Wirkung hätte sehen können, welche durch die magnetische Erschütterung auf den Doctor hervorgebracht ward.

Er sprang, wie wir bereits erwähnt, in den Garten hinab und man hörte das Geräusch seiner eiligen Tritte durch das hohe Gras hindurch. Schon schickte er sich an mit Hilfe der Spaliere die Mauern des Gartens zu ersteigen, als er gewahrte, daß die kleine Thür nur durch leicht zu öffnende Riegel verschlossen war.

Eine Stunde später langte er keuchend, erschöpft von Anstrengung, mit Glut im Hirn und Wuth im Herzen vor dem Gitterthor seines Hauses in Passy an. Seine Züge waren verstört und seine Kleider in Unordnung.

Filoche kam, um ihm zu öffnen.

»Was ist Ihnen denn begegnet?« rief der Würger, welcher sich jener Nacht erinnerte, wo der Capitän in dem unterirdischen Gewölbe der Rue Calandre vor seinen Genossen in eben so mitleiderregendem Zustand erschienen war.

Der Graf stieß Filoche, der diesen unerwarteten Empfang durch einen furchtbaren Fluch beantwortete, mit brutaler Gewalt zurück und schloß sich in sein Cabinet ein.

Hier blieb er lange in vollständiger Finsterniß vor

dem Fenster sitzen, welches auf den Park ging und welches er bei seinem Eintritt geöffnet, um sein brennendes Hirn in dem kalten, feuchten Nachtwind zu kühlen.

Sein Geist war anfangs ein Chaos unzusammenhängender Gedanken, ungeheuerlicher Träume, wahnsinniger Projecte und Combinationen, die sich wild durch einander tummelten.

In dem dichten Nebel der Nacht, dessen Dünste zuweilen die Gestalt großer Flocken annahmen, sah er höllische Visionen und gleichsam die materiellen Formen aller Verbrechen, die er begangen. Herzzerreißende, klagende Stimmen ließen sich in dem Rauschen des Windes durch die großen Bäume des Parkes hören. Dann sah er mitten unter diesen Gebilden des Schreckens und des Wahnsinnes eine reizende Erscheinung, die lächelnde, anmuthige Gestalt eines jungen weiblichen Wesens, auftauchen. Eine sanfte, liebkosende Stimme schlug an sein Ohr.

Es war die Regina's, seiner Tochter, seiner einzigen Liebe, seiner einzigen Tugend, denn das väterliche Gefühl war vielleicht Alles, was es in dem Herzen dieses Mannes noch Menschliches gab.

In dieser Stunde der Angst und des Schiffbruchs war der Gedanke an seine Tochter um so quälender.

Nicht er allein war es, den Joachim Savonarola's Rache verfolgte, sondern auch Regina; hätte nicht diese kostbare und theure Bürde auf ihm gelastet, so hätte dieser kühne Bandit, der unerschrockene Abenteurer, die Drohungen des Gespenstes, welches sich vor ihm emporgerichtet, verlacht und mit tiefer und fester Ueberzeugung von seiner Kraft Savarus jene muthigen Worte zugeschleudert:

»Magst Du nun Joachim sein oder sein Gespenst, so trotze ich fortan deiner Macht!«

Aber Regina, was sollte aus Regina werden?

Mit Schrecken erinnerte er sich des traurigen Zustandes, in welchen sie verfallen, als die Nachricht von dem Tode des Vicomte ihr einen so furchtbaren Streich versetzt hatte. Und jetzt, wenn er Paris, Frankreich fliehen, wenn er seinem in der Welt usurpirten Titel und Rang entsagen mußte, um sich im Hintergrund eines Gebirges, in irgend einem fernen Lande jenseits des Meeres zu verbergen, sollte er dann seine sterbende, verzweifelnde Tochter mitschleppen?

Doch was konnte es nützen, hierüber nachzudenken?

Wozu dieses fruchtlose Suchen einer unmöglichen Lösung? Gab es fortan für Regina einen Weg zur Rettung? War ihr Unglück nicht gewiß, da sie ja, mochte kommen was da wollte, darauf verzichten mußte, den Namen des Mannes zu tragen, den sie liebte?

»Wenn ich diesen Dämon,« murmelte er, »zum zweiten Mal umbringe, so ist dann meine Ruhe gesichert, aber wer könnte das Glück meines Kindes wieder auferwecken?«

Die Stunden vergingen und immer noch war das Hirn des Banditen ein wüstes Chaos.

»Warum soll ich es nicht versuchen!« sagte er laut. »Es ist ja die einzige Möglichkeit, die mir übrig bleibt. Wenn Regina ihn wirklich liebt, so wird sie mich verstehen. Wohlan denn, Muth! Es ist ein letzter Wurf!«

Er klingelte einem Diener, welcher sich Tag und Nacht seinen Befehlen bereit hielt.

»Zündet Lichter an,« sagte er zu ihm, »und meldet meiner Tochter durch ihre Frauen, daß ich in einigen Augen-

blicken zu ihr hinaufkommen werde. Dann werdet Ihr mir Herrn Durand hierher in mein Cabinet bringen.«

Man erinnert sich, daß Filoche den Namen Durand angenommen, seitdem der Graf Cardiano-Cardiani sich ihn in der Eigenschaft eines Factotums attachirt hatte.

Es dauerte nicht lange, so erschien Filoche.

»Ich stehe Ihnen zu Befehl, Herr Graf,« sagte er, sich tief verneigend, in einem Tone, in welchem gleichzeitig eine gewisse vertrauliche Ironie, so wie Groll über den brutalen Empfang lag, den das Haupt der Würger ihm einige Stunden vorher angedeihen lassen. »Sie haben mich rufen lassen, Herr Graf —«

»Unverschämter Wicht!« antwortete dieser in demselben Tone. »Erwarte mich hier einige Augenblicke. Wir haben über eine ernste Angelegenheit mit einander zu sprechen.«

»Sie fragen mich ja nicht, wie unsere Expedition nach den Schluchten von Apremont abgelaufen ist?«

»Das ist wahr!« rief der Graf Cardiano-Cardiani. »Wohlan, was ist dabei vorgefallen?«

»Nichts Außerordentliches. Die Ladung ist glücklich im Hafen eingelaufen, alle unsere Leute haben sich dabei sehr gut gehalten. Der Ort ist vortrefflich gewählt und ich biete der ganzen Gensdarmerie Frankreichs Trotz, ihn jemals zu entdecken und hineinzudringen.«

»Darüber werden wir später sprechen,« sagte der Graf.

Und er verließ sein Cabinet, um sich zu seiner Tochter zu begeben.

Regina war eine Beute der lebhaftesten Unruhe, denn sie wußte nicht, welchem Beweggrund, welchem außerordentlichen Ereignisse sie diesen Besuch ihres Vaters mitten in

der Nacht zuschreiben sollte. Sie hatte sich eiligst angekleidet und erwartete ihn in einem kleinen, an ihr Schlafzimmer stoßenden Salon.

»Mein Gott,« rief sie, sobald sie ihn erblickte, »was ist Dir begegnet? Wie bleich Du bist!«

»Es ist uns ein großes Unglück zugestoßen,« sagte er hastig. »Regina, Du mußt, um es zu ertragen und zu überwinden, deinen ganzen Muth, deine ganze Energie zusammenraffen.«

»Jules von Bervilly ist todt!« rief sie, indem sie sich auf ein Möbel stützte, um nicht umzusinken, so wankten die Füße unter ihr.

»Nein, Jules von Bervilly ist nicht todt,« entgegnete der Graf.

Das Blut, welches in ihren Adern fast schon erstarrt war, strömte ihr mit solcher Macht nach dem Herzen zurück, daß ihr Vater die stürmischen Schläge desselben hörte.

Er war mit Recht der Meinung, daß er die Entwicklung dieser Prüfung beschleunigen müsse.

»Er ist nicht todt,« hob er wieder an, »aber er ist für Dich verloren, wenn deine Kraft und Standhaftigkeit Dir auch nur einen Augenblick lang untreu wird. Regina, meine Tochter,« fuhr der Anführer der Würger fort, »ich habe Dich lange getäuscht. Verzeihe mir, verzeihe meiner Liebe, denn eben das Uebermaß dieser Liebe hat mich zu der Illusion bewogen, mit welcher ich Dich von der Wiege an mit so viel Sorgfalt umgeben, während ich jeden Augenblick gezittert, daß Du den Schleier zerreißen würdest. Ich bin nicht der, für welchen Du mich hältst. Ich heiße nicht Graf Cardiano-Cardiani und Du sollst niemals erfahren,

um welchen Preis ich diesen Luxus, diese Reichthümer erworben, wovon Du unaufhörlich umgeben gewesen, nach welchen ich mit Fieberglut dürstete, als ich sie noch nicht besaß, auf deren Vermehrung ich dann nur um deinetwillen bedacht war, blos um deinetwillen, hörst Du wohl, um Dir das ganze Glück, alle Genüsse und Freuden zu gewähren, die dafür erkauft werden können. Endlich war ich auf den Gipfelpunkt meiner Wünsche gelangt. Ich sah, ich wußte Dich glücklich, im Begriffe, Dich dem Manne zu vermälen, den Du liebtest, in der Welt einen schönen Namen zu tragen, der dann der deine gewesen wäre, den Niemand Dir hätte streitig machen können. Ich sah Dich fortan gegen jede Katastrophe wie die, welche mich jetzt ereilt hat, geschützt. Die einzige Freude, welche ich seit zwanzig Jahren empfunden, war die Hoffnung auf dein nahes Glück, bis jetzt plötzlich ein Dämon, ein Teufel, dieses so mühsam aufgerichtete Gebäude binnen wenigen Minuten zertrümmert hat. Nun mußt Du Allem entsagen, diesem Namen, diesem Range, diesen Illusionen und — auch deiner Liebe. Du mußt mit mir ein abenteuerliches Nomadenleben hinschleppen — unter einem andern Himmel — fern, fern von allen den Ländern, welche wir schon bewohnt haben. Frage mich nicht, unterbrich mich nicht, suche nicht in die furchtbaren Geheimnisse einzudringen, deren Wucht Dich zermalmen würde. Aber ich schwöre Dir, dein Schicksal würde eben so elend sein, als es bis jetzt glücklich gewesen ist, Du würdest mit mir eben so tief hinabsteigen müssen, als ich Dich hochgestellt habe, wenn Du nur eine Stunde, eine Minute zögertest, dem verzweifelten Entschlusse beizutreten, den ich Dir jetzt vorschlagen werde.«

Regina stand vor ihrem Vater, starr, kalt, bleich, mit stierem Auge wie eine Bildsäule. Das Leben verrieth sich bei ihr nur durch ein unbemerkbares Zucken der Augenlider.

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein, dann sagte sie:

»Was Du mir da mittheilst, mein Vater, habe ich schon seit langer Zeit geargwohnt. Ich ahnte, daß unter diesen Blumen ein Abgrund verborgen sei, daß unsere Existenz ein Geheimniß berge. Weiter will ich auch nichts wissen, nur sage mir — der Doctor Savarus —«

»Nun, und?«

»Nicht wahr, er ist es, er, der uns dieses ganze Unheil zugefügt hat? Der Blick dieses Mannes erfüllte mich zuweilen mit Schaudern.«

»Ja, er ist es,« antwortete der Anführer der Würger; »aber ich werde mich an ihm rächen, ich schwöre es, ich werde mich furchtbar an ihm rächen.«

»Und ich werde Dir, wenn ich kann, dabei behilflich sein. Jetzt sage mir, was ich thun soll, um nicht in diesen Abgrund zu stürzen, damit Jules von Bervilly sich nicht von mir abwende, damit ich nicht sterben muß.«

»Ich selbst muß sterben,« sagte der Graf, indem er seine Tochter fest anschaute, »ich muß noch diese Nacht sterben.«

Bei dieser entsetzlichen Mittheilung ihres Vaters blieb Regina unbeweglich. Ihre Stirn hatte keine Falte und auf ihren Lippen machte sich nicht das leiseste Zucken bemerkbar.

Der Graf Cardiano-Cardiani wiederholte noch einmal die Worte, bei welchen sie hätte in lautes Schluchzen ausbrechen sollen, die Worte:

»Ja, ich muß noch diese Nacht sterben.«

»Erkläre Dich deutlicher,« sagte Regina.

Der Anführer der Würger näherte sich seiner Tochter, und nahm neben ihr Platz. Dann sprach er lange und leise mit ihr, und das, was er sagte, mußte von sehr seltsamer Art sein, denn ihre Standhaftigkeit ward ihr zwei- oder dreimal untreu, ihr schöner Körper zuckte zusammen und sie machte sichtbare Anstrengungen, um Herrin ihrer selbst zu bleiben.

Es gelang ihr dies auch, denn sie besaß immer noch jenes Herz von Stahl, welches dem Vicomte kaltblütig Louisens Verzweiflung dictirt hatte.

Als der Graf zu Ende gesprochen hatte, erhob sie sich.

»Es ist gut,« sagte sie, »handle nach deinem Willen; ich bin zu Allem bereit. Es gilt einen letzten Wurf. Ich bin damit einverstanden und ich setze mein eigenes Leben mit auf's Spiel.«

Der Graf Cardiano-Cardiani bewunderte sie einige Augenblicke schweigend. Dann setzte er sich vor einen Tisch, nahm Papier und eine Feder, welche rasch unter seinen Fingern sich bewegte.

Sobald er einen ersten Bogen vollgeschrieben, brach er denselben zusammen, steckte ihn in ein Couvert, welches er mit einem großen schwarzen Wappensiegel verschloß, und schrieb auf das Couvert mit großen Buchstaben:

»Dies ist mein Testament.«

Dann schrieb er noch einen Brief, den er an Jules von Bervilly adressirte, und seiner Tochter, sobald er damit fertig war, vorlas.

Dieser Brief lautete folgendermaßen:

»Mein Herr, — im Begriff, vor dem höchsten Richter zu erscheinen, richte ich an Ihre Ehre, an Ihre Redlichkeit, an Ihre Liebe eine Ansprache, welcher Sie Gehör schenken wollen.

»Sie standen im Begriff, sich mit Regina zu vermälen, als die Vorsehung nach ihrem unerforschlichen Rathschluß Ihnen Geheimnisse enthüllte, welche ich für immer begraben glaubte.

»So lange ich lebe, muß — dies begreife ich wohl — meine Tochter einer Verbindung entsagen, die, wie Sie wissen, allein im Stande ist sie glücklich zu machen. Mein Tod aber wird Alles hinwegtilgen und auf meinem Grabe wird Regina das Recht haben, die Erfüllung Ihres heiligen Versprechens zu verlangen.

»Ich hatte mich an den süßen Gedanken gewöhnt, Sie einst meinen Sohn zu nennen. In diesem feierlichen Augenblick, an der Schwelle der Ewigkeit, gestatten Sie mir, Ihnen diesen Namen zum letzten Male zu geben. Mein Unglück ist weit größer als die Verbrechen, welche jener Mensch mir in Ihrer Gegenwart vorwarf, aber wie groß sie auch sein mögen, finden sie nicht ihre vollständige Sühne in der Buße, welche meine eigene Hand über mich verhängen wird?

»Wenn Sie diesen Brief erhalten, habe ich aufgehört zu leben. Jules von Bervilly, Ihnen vertraue ich Regina an. Sie hat nun auf Erden weiter Niemanden als Sie.«

Eine Thräne benetzte Regina's Auge. Es war die erste.

Der Graf Cardiano-Cardiani drückte seine Tochter lange an sein Herz, entriß sich endlich den Bewegungen eines

letzten Abschieds, wendete sich hastig ab und ging schnell in sein Cabinet hinunter, wo Filoche ihn erwartete.

Dem Würger gegenüber nahm seine Physiognomie wieder ihren gewohnten Ausdruck an und er sagte einfach:

»Sprechen wir jetzt von unserer Expedition. Was ist aus deinen Cameraden geworden, unter welchen sich, wie ich glaube, Brisbille und Matharel befanden, die seit Kurzem wieder in unsern Bund getreten sind?«

»Ich bin ihnen Ihren Instructionen gemäß vorausgeeilt, um Ihnen Bericht über diese Expedition zu erstatten,« entgegnete Filoche. »Jetzt müssen sie jedoch alle bei Lambert in dem kleinen Hause zu Creteil angelangt sein, wo sie Ihre weiteren Befehle erwarten werden. Ach, beinahe hätte ich das Wichtigste vergessen. Brisbille und Matharel wünschen Sie so bald als möglich zu sprechen. Sie wollten mich hierherbegleiten, ich glaubte aber, es würde gerathener sein, sie nicht in die Wohnung des Grafen Cardiano-Cardiani einzuführen.«

»Und weißt Du, was sie von mir wollen?«

»Ich würde mich nicht wundern, wenn es sich um die junge Dame handelte, welche Sie vor einigen Tagen entführen ließen und welche auf so eigenthümliche Weise verschwunden ist.«

»Sprichst Du von Diana — von Pelagié?« rief der Anführer der Würger, sich verbessernd.

»Ja, ich erlauschte einige Worte. Matharel glaubt Spuren zu haben. Er ist aber ein schlauer Kunde. Er hat Brisbille zu seinem Vertrauten gemacht und sie wollen ihr Geheimniß nur Ihnen allein sagen, wenn Sie sie nämlich reichlich genug belohnen.«

Die Züge des Grafen Cardiano-Cardiani wurden einen Augenblick lang durch einen Blitz der Befriedigung verklärt. Eine Idee hatte ihn erleuchtet.

»Filoche, sagte er, »diese Sache ist von der größten Wichtigkeit und ich würde gern eine bedeutende Summe dem geben, welcher mir diese Pelagie wieder in die Hände lieferte oder dazu behilflich wäre. Du bringst mir da eine glückliche Nachricht, und wenn Du Dich nicht getäuscht hast, wenn Brisbille und Matharel der Entflohenen wirklich auf der Spur sind, dann sollst auch Du deinen Antheil an der Belohnung erhalten. Aber ich muß die Beiden sofort sprechen.«

»Wollen Sie, daß ich Sie begleite?«

»Nein. Du kannst mir einen größeren Dienst leisten, wenn Du hier bleibst, während ich mich nach Creteil begebe. Diesen Morgen wird der Doctor Savarus kommen. Dieser Mann, den ich von jeher in Verdacht gehabt habe, ist ein Verräther und Spion. Heute habe ich den unwiderleglichen Beweis davon erhalten. Aus Gründen, die ich Dir später erklären werde, ist es sehr wichtig, ihm zu verschweigen, daß ich heute meine Wohnung verlassen habe. Er muß glauben, ich habe mich in mein Cabinet eingeschlossen und sei mit einer friedlichen Arbeit beschäftigt.«

»Aber was soll ich thun?« fragte Filoche, »denn er wird ganz gewiß Sie zu sprechen verlangen, und wenn ich ihm nicht sagen soll, daß Sie ihn nicht empfangen können —«

»Nein, das darfst Du nicht. Uebrigens wird Savarus meine Gegenwart meiden, denn er kennt jetzt meinen Argwohn, und wird meine Tochter zu sprechen verlangen.«

»Welchen Dienst begehren Sie dann von mir?«

»Die Sache ist sehr einfach. Du ziehst meine Kleider

an und gibst mir die deinigen. Du bleibst hier in diesem Cabinet, und wenn der Doctor gegen zehn Uhr an dem Gitterthor klingelt, so zeigst Du Dich einen Augenblick am Fenster, wobei Du Sorge trägst, dein Gesicht zu verbergen. Weiter ist nichts nöthig.«

»Und Sie glauben, daß Savarus —«

»Savarus, der blos kommt, um zu erfahren ob ich zu Hause bin, wird sich beeilen wieder fortzugehen und dem Zufall danken, daß er ihm meine Gegenwart offenbart, ohne daß er Regina oder die Leute des Hauses zu befragen nöthig gehabt hat.«

Der Wechsel der Kleidung ward binnen wenigen Minuten bewirkt und der Anführer der Würger half selbst Filoche seine Kleider von Seide und feinem Tuch auf angemessene Weise anlegen.

Filoche hatte ein hübsches Gesicht. Seine Schultern waren ebenso breit wie die des Grafen Cardiano-Cardiani, seine Gestalt eben so lang, eben so gerade. Sein Bein war gut geformt und seine Finger hatten, wenn sie auch nicht so fein geformt waren wie die einer aristokratischen Vollbluthand, doch nicht jene dicke, kurze, unedle Form, welche das unauslöschliche Gepräge bestialischer Naturen ist. Die Kleider des Grafen saßen ihm daher wunderschön.

Was Regina's Vater betraf, so hatte er bereits in Folge seiner bewunderungswürdigen Verwandlungsfähigkeit mit Filoche's Kleidern auch zugleich die ein wenig ordinären Bewegungen desselben angenommen.

Vorher vergaß er nicht zwei versiegelte Couverts aus der Tasche zu ziehen. Er legte dieselben auf eine Console,

dann zog er, ohne Filoche Zeit zum Nachdenken zu lassen, denselben in sein Zimmer hinein und verschloß die Thür.

Kaum waren sie verschwunden, so krachte ein Schuß und unmittelbar darauf hörte man einen Körper auf den Fußboden niederstürzen.

Der Diener, welcher sich im Nebenzimmer für die Befehle des Grafen bereit hielt, kam herbeigeeilt.

An der Schwelle des Cabinets, wo in diesem Augenblick tiefes Dunkel herrschte, gewahrte er einen Mann, welcher mit scheuen Geberden an der Thür herumarbeitete. Er glaubte Filoche zu erkennen, welcher zu ihm sagte:

»Benachrichtige sofort die Comtesse. Das Zimmer ist verschlossen. Mein Gott! mein Gott! welches Unglück! Der Graf hat sich wahrscheinlich entleibt.«

Die Leute des Hauses erschienen mit Lichtern. Man sprengte die Thür auf und fand den Grafen Cardiano-Cardiani in seinem Blute schwimmend, mit furchtbar verstümmeltem, unkenntlichem Gesicht.

Es dauerte nicht lange, so kam Regina bleich und taumelnd zur Stelle. Man entzog ihr den Anblick der Leiche und führte sie beinahe sterbend auf ihr Zimmer zurück.

Da Filoche verschwunden war, so glaubte man in den ersten Augenblicken an einen Mord; es dauerte aber nicht lange, so fand man auf der Console des Cabinets die beiden Briefe, von welchen der eine an den Vicomte Jules von Bervilly adressirt war, während die Aufschrift des andern: »Dies ist mein Testament« über den Charakter des erschütternden Ereignisses keinen Zweifel übrig ließ.

Achtes Capitel.

Ein unbekanntes Drama.

An demselben Tage erschien der Vicomte von Bervilly in der Wohnung des Grafen Cardiano-Cardiani. Man unterrichtete ihn von dem tragischen Ereigniß, wodurch das Haus seines künftigen Schwiegervaters in blutige Trauer versenkt worden.

Ganz bestürzt über die außerordentlichen Vorgänge, welche seit dem gestrigen Tage vor seinen Augen stattgefunden, kehrte er nach Hause zurück und fand hier den Brief, in welchem Regina's Vater in dem Augenblick, wo er im Begriffe stand sich das Leben zu nehmen, an die Redlichkeit und Liebe seines künftigen Schwiegersohnes eine letzte Ansprache richtete.

Der Vicomte ergriff diesen Brief und begab sich damit zu dem Doctor Savarus.

Dieser kannte bereits die Ereignisse, welche in Passy stattgefunden hatten.

Als Jules von Bervilly ihm den Brief zeigte, den Regina's Vater an ihn geschrieben, ehe er seinen Vorsatz ausführte, schüttelte Savarus den Kopf und sagte:

»Das ist allerdings eine sehr rührende Lösung, wenn

es nämlich überhaupt eine Lösung ist, was mir wenigstens zweifelhaft zu sein scheint.«

Als der Vicomte ihn fragte, was er damit sagen wolle, erinnerte der Doctor ihn an die Worte, welche er am Morgen gerade zu der Stunde gesprochen, wo das Ereigniß geschehen war:

»In diesem Augenblick ist bei dem Grafen Cardiano-Cardiani entweder ein Mord oder ein Selbstmord verübt worden.«

»Sie glauben wohl an den Selbstmord?« setzte Savarus hinzu.

»Wie! Sie fragen, ob ich an den Selbstmord glaube? Sollten alle diese Leute, welche ich gesehen, jene bestürzten Diener, eine ungeheuerliche Komödie gespielt haben?«

»Das meine ich nicht. Ich sage Ihnen: In dem Zimmer des Grafen ist ein Pistolenschuß gefallen. Es ist Blut vergossen worden, eine Leiche ist auf den besudelten Teppich niedergestürzt. Wenn Sie morgen wieder nach Passy kommen , so werden Sie das Trauerhaus schwarz und weiß ausgeschlagen finden und ein prachtvoller Zug wird die sterbliche Hülle des edlen Italieners nach dem Gefilde der ewigen Ruhe geleiten. — Ist hier ein Selbstmord oder ein Mord geschehen? Dies ist die ganze Frage.«

»Aber wer sollte diesen Mord begangen haben? Und übrigens, wie kann man nach dem Briefe, den Sie so eben gelesen und welcher die Absicht des Grafen, sich das Leben zu nehmen, deutlich verräth, noch an einen Mord glauben? Sie müßten denn den Brief für einen untergeschobenen, für einen gefälschten halten.«

»Nein, dieser Brief ist ganz gewiß von der eigenen Hand des Grafen geschrieben. Ich kenne seine Handschrift.«

»Dann begreife ich aber kein Wort von dem Räthsel, welches Sie mir soeben aufgaben.«

»Ich werde es Ihnen später erklären, vielleicht morgen, sobald ich es nämlich selbst vollständig entziffert haben werde. Bis dahin kehren Sie nicht nach Passy 'zurück, sondern überlassen Sie Regina ungestört ihren Thränen und ihrer Trauer. Wo war ich denn in meiner Erzählung stehen geblieben?« fuhr Savarus fort, »denn ich muß mein Versprechen halten und Ihnen das Ende meiner Abenteuer mittheilen.«

»Sie waren,« antwortete Jules von Bervilly, »bis zu dem Augenblick gekommen, wo Sie, nachdem Sie den Mann, den Sie verwundet auf der Promenade liegend gefunden, in Ihre Wohmung geführt, in ihm dasselbe Individuum erkannten, von welchem Sie einige Stunden vorher auf der Straße angeredet worden waren.«

»Sehr richtig,« entgegnete der Doctor und nahm dann die Fortsetzung seiner Geschichte folgendermaßen auf:

»Ich hatte seit ungefähr fünf oder sechs Monaten dem Studium der Medicin obgelegen. Gleich bei der ersten Besichtigung der Wunde sah ich, daß dieselbe nicht gefährlich war und ich brauchte wenigstens für den Augenblick nicht einen Wundarzt herbeizurufen. Das nach dem Herzen gezielte Eisen war von einer sogenannten falschen Rippe abgeglitten. Es war kein zum Leben wesentliches Organ getroffen und das schön rothe Venenblut floß ausschließlich nach außen. Ich zögerte nicht diesen heilsamen Bluterguß auf geeignete Weise zu fördern und zu erleichtern. Dennoch

war mein Gast noch sehr schwach. Nachdem ich ihm den ersten Verband angelegt, schlief er sehr bald ein. Ich mußte den nächstfolgenden Tag abwarten, um die theilnehmende Neugier zu befriedigen, welche die eigenthümlichen und tragischen Umstände, unter welchen ich diesen Menschen gefunden, mir einflößten.

„Was mich betrifft, so verbrachte ich, wie Sie sich leicht denken können, eine sehr unruhige Nacht und träumte fortwährend von der schönen Susanne im Hotel „zur goldenen Glocke“, von dem Duell, von Meuchelmördern und alten Scharteken in allen Formaten, die einen wahnsinnigen Rundtanz vor mir aufführten. Ein entsetzliches Alpdrücken weckte mich endlich. Ich träumte, auf meiner Brust läge ein ungeheurer, in Pergament gebundener Folioband, der immer größer und schwerer wurde und mich unter der Wucht seiner bleiernen Blätter zu ersticken drohte. Es ward schon Tag. Meine Toilette war schnell gemacht, denn ich hatte in einem Lehnstuhl geschlafen, weil ich mein Bett dem Verwundeten überlassen.

„Der Zustand dieses erschien mir so befriedigend als möglich. Er konnte sogar aufstehen und dankte mir in warmen Ausdrücken für die Gastfreundschaft, die ich ihm gewährt, und die Pflege, die ich ihm angedeihen lasse.

„Jetzt erkenne ich Sie,“ sagte er, „Sie sind Herr Montel und ich wollte gestern zu Ihnen gehen, als ich Ihnen auf der Straße begegnete, wo Sie — ich sage dies nicht, um Sie beleidigen zu wollen — mich in ziemlich rauher Weise abfertigten. Der Zufall hat seltsame Launen und trotz meines Unglücks muß ich doch die Hand der Vor-

sehung segnen, weil sie mich zu Ihnen geführt hat. Haben Sie jenes Buch hier?«

»Was für ein Buch?« fragte ich ganz bestürzt.

»Nun das, um welches ich Sie eben bitten wollte, das »Speculum vitae humanae.«

»Welches Interesse haben Sie aber, diese alte Scharteke zu besitzen?«

»Die alte Scharteke an und für sich interessirt mich wenig, ich will Ihnen aber offen den Beweggrund sagen, der mich zu Ihnen führt. Es sind in dem Einband dieses Buches wichtige Papiere versteckt worden. Diese Papiere gehören meiner Familie und ich komme, um Ihnen dieselben abzuverlangen.«

»Ich erkundigte mich nun nach dem Namen seiner Familie und er antwortete mir, er sei Bretagner, besäße in der Umgegend von Brest ein Schloß und hieße Baron von Kerouet.«

Hier unterbrach Jules von Bervilly den Erzähler.

»Baron von Kerouet!« rief er, »das ist ja mein Onkel, der Bruder meiner Mutter! Diese war ein Fräulein von Kerouet, und das Schloß, von welchem Sie sprechen, ist das welches meine Familie noch heute bewohnt und wo ich erzogen worden bin.«

»Ich weiß es wohl,« hob Savarus wieder an, »und eben weil ich an die Kerouets eine alte Schuld abzutragen hatte, nahm ich Sie in meinen Schutz und entriß Sie den Gefahren, in welchen Sie schwebten, um Sie zu Ihrer Familie zurückzuführen.

»Das Manuscript, welches der junge Baron von Kerouet reclamirte, lag in meinem Secretär. Ich brauchte

blos die Hand auszustrecken, um es zu ergreifen und ihm zu übergeben. Ich that es aber nicht und entschuldigte mich bei mir selbst durch allerhand sophistische Gründe.

»Wem gehörten eigentlich diese behexten Papiere, welche alle Welt haben wollte? Gehörten sie Susanne Petit oder dem Baron von Kerouet? Nichts bewies, daß dieser Letztere der rechtmäßige Besitzer sei, und dann war Susanne so schön.

»Ich sagte mir demgemäß, daß ich, um Licht in diese dunkle Angelegenheit zu bringen, um keine Unklugheit zu begehen und die wirkliche Wahrheit zu entdecken, nichts übereilen dürfe, sondern vielmehr meinen Gast erst sprechen lassen und vor allen Dingen das geheimnißvolle Manuscript selbst lesen müsse. Vergessen wir, daß es sich hier um einen Ihrer Verwandten handelt,« fuhr der Doctor zu dem Vicomte gewendet fort. »Stellen Sie sich auf einen vollständig unparteiischen Standpunkt und sagen Sie mir, ob Sie das Benehmen, welches ich unter diesen Umständen beobachtete, gutheißen?«

»Allerdings,« antwortete der Vicomte, »ich finde es eben so klug, als Ihre Zurückhaltung Susannen gegenüber mir unzart erschienen ist.«

»Wohlan, ohne es selbst zu ahnen, hatte ich sehr wohl daran gethan, Susanne glauben zu lassen, daß ich die Papiere nicht mehr hätte, und ich würde ein großes Unglück verhindert haben, wenn ich sie sofort dem Baron von Kerouet zugestellt hätte. — Auf solche Abwege geräth man, wenn man stets den Regeln der Logik gemäß folgert. Entschlossen, mein Geheimniß zu bewahren, erklärte ich daher dem Baron, daß mir seit gestern mein Buch entführt wor-

den. Ich erzählte ihm, wie die Sache zugegangen war und beschrieb ihm den vorgeblichen Studenten.

»Dieser Mensch ist ein Elender, der Sie auf unwürdige Weise betrogen hat,« rief der Baron. »Er hat Ihre Gutmüthigkeit gemißbraucht.«

»Sie kennen ihn also?«

»Ja wohl kenne ich ihn. Es ist ja derselbe, der mir den Dolchstich versetzte und mir den Garaus gemacht haben würde, wenn Sie mir nicht zu Hilfe gekommen wären.«

»Ich war, offen gestanden, ganz verblüfft über diese Complication von Ereignissen, deren Achse ich, ohne es zu wissen, geworden war. Ich wußte nicht, wohin ich in diesem Labyrinth meine Schritte lenken, wem ich bei allen diesen vertraulichen Mittheilungen Gehör schenken sollte.

»Dennoch hütete ich mich wohl, dem Baron von der schönen Pariserin im Hotel »zur goldenen Glocke« zu erzählen. Die Leidenschaft, welche ich für diese junge Dame empfand, eine Leidenschaft, welche das ganze Feuer, die ganze Verblendung einer ersten Liebe besaß, bewog mich, den geringsten Verdacht gegen die unbefleckte Tugend meines Ideals mit Entrüstung zurückzuweisen.

»Kaum hatte der Baron mir gesagt, daß der vorgebliche Student sein Mörder sei, als eine Stimme sich auf dem Vorplatz hören ließ. Es verlangte Jemand durchaus Zutritt zu mir zu erhalten, und die alte Magd des Notars, die viel auf mich hielt und diesen Besuch ohne Zweifel für einen mir ungelegenen ansah, bemühte sich den Zudringlichen wieder die Treppe hinunterzuführen. Zuletzt entstand ein förmlicher Wortwechsel.

»Ich öffnete die Thür. Wie groß war mein Erstau-

nen, als ich mich demselben Menschen gegenüber sah, von welchem wir eben sprachen. Er hielt mein Buch unter dem Arm und kam sofort auf mich zugestürzt.

»Ha, sind Sie da?« rief er. »Das ist ein Glück! Man muß also bei Ihnen antichambriren! Ich bringe Ihnen Ihr Buch wieder. Aber sagen Sie mir, haben Sie nichts darin gefunden?«

»Während er dies sagte, drang er ohne weitere Umstände in mein Zimmer herein.

»Dieses ziemlich große und unregelmäßig geformte Zimmer hatte links von der Thür eine große Vertiefung, in welcher ich ein Sopha und einige Lehnstühle aufgestellt hatte. Auf diesem Sopha saß in halbliegender Stellung der Baron. Der Unbekannte sah ihn daher bei seinem Eintreten nicht sogleich und fuhr fort mit mir zu sprechen, während er zugleich das Buch auf einen Tisch legte. Der Baron aber sprang auf, eilte nach der Thür, welche er verschloß, und als der Unbekannte bei diesem Geräusch sich umdrehte, stürzte er sich wüthend auf diesen und versetzte ihm eine tüchtige Ohrfeige.

»Alles dies geschah so rasch, daß ich nicht Zeit hatte, die beiden Gegner zu trennen. Trotz seiner Wunde hatte Ihr Onkel, der bedeutende Körperkaft zu besitzen schien, den Unbekannten in den Hintergrund des Zimmers gedrängt und indem er ihn, so zu sagen, an die Wand genagelt hielt, überhäufte er ihn mit den beleidigendsten Schimpfreden und nannte ihn einen Feigling und Meuchelmörder.

»Wie groß aber war mein Entsetzen, als ich sah, daß sie jeder einen Dolch in der Hand hielten und daß sie sich gegenseitig zu durchbohren suchten. Mit seiner linken Hand

hatte der Baron die rechte seines Gegners gefaßt und dieser hielt auf dieselbe Weise Ihren Onkel. Es war augenscheinlich, daß der Erste von Beiden, welcher ermattete und den Andern losließe, ein Kind des Todes sei. Sie sprachen kein einziges Wort mehr, sondern ich hörte blos das Keuchen ihres Athems.

»Anfangs versuchte ich diesem furchtbaren Kampf, in welchem ich meinen Gast erliegen zu sehen fürchtete, Einhalt zu thun. An den wüthenden Blicken der beiden Kämpfer sah ich aber jedoch sehr bald, daß meine materielle Dazwischenkunft eine blutige Entwicklung nur beschleunigen und es mir unmöglich sein würde, beide Gegner gleichzeitig festzuhalten.

»Ich bitte Sie um's Himmels willen,« rief ich ihnen zu, »besinnen Sie sich doch! Hören Sie auf oder ich rufe um Hilfe!«

»Thun Sie das nicht,« entgegnete der Baron, dessen schönes Gesicht vom Feuer des Zornes strahlte, »thun Sie das nicht. Dieser Elende muß von meiner Hand sterben.«

»Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so stieß er einen furchtbaren Schrei aus, breitete die Arme auseinander und schlug mit schwerem Falle auf den Fußboden nieder. Seine Kraft war ihm untreu geworden. Es war seinem Gegner gelungen, sich von seiner Hand loszumachen, ohne selbst loszulassen, und ihm einen furchtbaren Stoß zu versetzen.

»Ich stürzte auf ihn zu, hob ihn in meinen Armen auf und legte ihn auf das Sopha. Der Mörder benutzte diese unüberlegte Bewegung des Mitleids, um sich die Thür zu öffnen und schleunigst zu entfliehen.

»Diesmal hatte der Stoß nicht die Brust getroffen, sondern den Vorderarm durchbohrt. Der Baron hatte die Besinnung verloren. Es dauerte über eine Stunde, ehe er wieder zu sich kam. Als dies geschehen war, sagte er zu mir:

»Diese Wunde macht mir fürchterliche Schmerzen. Es wäre vielleicht gerathen, einen Wundarzt kommen zu lassen, aber es liegt mir sehr viel daran, die Angelegenheit, welche mich nach Nantes geführt, nicht ruchbar werden zu lassen. Man müßte dem Arzt sagen, ich sei in einem Studentenduell verwundet worden und Sie bäten ihn, die Sache verschwiegen zu halten, nicht wahr?«

»Ich kannte gerade einen alten Arzt, an den mich meine Mutter empfohlen und der mich zwei- oder dreimal wegen eines leichten Unwohlseins in seiner Behandlung gehabt hatte. Zu diesem begab ich mich; als ich aber an dem Hotel »zur goldenen Glocke« vorbeiging, schlug die Mittagsstunde und es fiel mir ein, daß dies die mir von Susanne bezeichnete Stunde war. Ohne lange nachzudenken, wollte ich in das Hotel hineingehen. Die Magd, welche mich am Tage vorher eingeführt, stand an der Thür.

»Sie erkannte mich und hielt mich mit einer vertraulichen Geberde beim Arme zurück.

»Nun,« sagte sie lachend, »wo wollen Sie denn hin, junger Herr?«

»Ich will zu der Dame, die mich auf heute Mittag bestellt hat, sie erwartet mich.«

»Sie erwartet Sie! Wissen Sie das auch gewiß? O diese unschuldige Jugend!«

»Ich warf der alten Magd, die meiner zu spotten schien, einen zornigen, drohenden Blick zu.

»Laßt mich gehen!« rief ich.

»Gehen Sie meinetwegen wohin Sie wollen!« antwortete sie, indem sie meinen Arm losließ. »Der schöne Vogel ist aber ausgeflogen.«

»Was sagt Ihr?«

»Die Dame ist soeben mit einem Herrn von Paris, einem sehr schönen Mann, fortgegangen, um sich auf das Fahrpostbureau zu begeben. Sie scheinen auf sehr gutem Fuße mit einander zu stehen, mein armer junger Mann. Nehmen Sie sich daher in Acht!«

»Aber was wollen sie auf dem Fahrpostbureau?«

»Nun, was sonst als sich einschreiben zu lassen? Sie reisen beide nach Paris zurück. Ich habe die Sachen der Dame selbst eingepackt.«

»Aber das ist ja unmöglich. Ihr irrt Euch! Sie hat mir ja gesagt, ich sollte heute Mittag zu ihr kommen.«

»Sehen Sie, da kommt die Diligence. Passen Sie gut auf und Sie werden der Dame noch Lebewohl wünschen können.«

»Die Diligence kam in scharfem Trabe in eine Staubwolke gehüllt, von fünf kräftigen Pferden gezogen, heran und schaukelte sich schwerfällig unter ihrer hohen breiten Gepäckshaube. Der Postillon knallte mit der Peitsche und der dicke rothbäckige Conducteur, den Kopf mit der herkömmlichen Fischottermütze bedeckt, blies auf einer Art Trompete mit allerhand falschen Tönen untermischt ein lustiges Liedchen. Sämmtliche Gassenjungen des Stadttheils

rannten dem Wagen nach und die Hunde bellten hinter den Gassenjungen her.

»Als die rollende gelbe Maschine an dem Hotel vorbeikam, waren die Fenster des Coupé herabgelassen. Ich erblickte in der That Susanne und ihren Reisegefährten, mit welchem sie sich auf sehr vertrauliche Weise zu unterhalten schien, und erkannte in diesem das freundliche glatte Gesicht meines Bücherräubers, des Mörders des Herrn von Kerouet.

»Ich wollte schreien, die auf der Straße vorübergehenden Leute zu Hilfe rufen und vielleicht die Festnahme dieses Menschen bewirken. Ein plötzlicher Gedanke schnürte mir aber die Kehle zu und erstickte meine Stimme.

»Hatte die schöne Susanne bei dieser räthselhaften Angelegenheit nicht vielleicht selbst die Hand mit im Spiele? Uebrigens hatte mir ja auch der Baron selbst die größte Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht.

»Während die Diligence in der von den Hufen der Pferde aufgewirbelten Staubwolke am Ende der Straße verschwand, rüttelte ich mich aus der Erstarrung auf, in welche diese unerwartete Begegnung mich versenkt hatte, und eilte weiter, um den Wundarzt zu holen.

»So kurze Zeit auch meine Abwesenheit gedauert, so hatte sich doch der Zustand des Verwundeten mittlerweile in eigenthümlicher Weise verschlimmert. Er beklagte sich über den Kopf und seine beiden Wunden. Die in der Brust, welche mir anfangs nicht sehr gefährlich erschienen, gewann eben so wie die des Armes ein schlimmes Ansehen. Es kam ein Fieber dazu und wir fürchteten einen Starrkrampf. Glücklicherweise verfiel Ihr Onkel nur in einfaches, leichtes

Phantasiren, mußte aber über vierzehn Tage lang das Bett hüten und strenges Schweigen beobachten, während der Wundarzt ihm ganz besonders empfahl, auch die geringste Aufregung zu meiden.

»Endlich jedoch kam unser Patient wieder auf den Weg der Genesung. Bis jetzt war in Bezug auf die Ereignisse, die ihn zu mir geführt, kein einziges Wort gesprochen worden und da er nicht geneigt zu sein schien, mir über die Beweggründe seiner Reise nach Nantes und über seine früheren Beziehungen zu dem Manne, der ihn so übel zugerichtet, weitere Mittheilungen zu machen, so respectirte ich seine Zurückhaltung und nahm mir vor, ihn niemals auszufragen.«

»Aber hatten Sie denn das in dem Einbande des Buches gefundene Manuscript noch nicht gelesen?« fragte der Vicomte. »Dies war doch jedenfalls das einfachste und schnellste Mittel, um den Schlüssel zu diesem unbekannten Drama zu erhalten?«

»Ich hatte das Manuscript gelesen. Es war, wie ich Ihnen schon gesagt habe, eine von einer Frau geführte Art Tagebuch. Natürlich war darin die Rede von Liebe, dieser ewigen Nahrung der Frauenherzen; dennoch aber konnte ich aus den übrigens ein wenig alltäglichen Gedanken und Betrachtungen, welche ein solches Thema der Schreiberin eingegeben, den eigentlichen Hintergrund der Intrigue nicht recht erfassen. Ich begriff blos, daß es sich um eine von ihrem Gatten vernachlässigte und hintergangene junge Frau handelte, die allmälig jene schiefe Ebene des Ehebruchs hinabgeglitten war, an deren Fuße sie nur Reue und Verzweiflung gefunden.«

»Und was machten Sie mit dem Manuscript? Ohne Zweifel gaben Sie es dem Baron zurück.«

»Dies war der Punkt, in Bezug auf welchen ich mich eines wirklichen Vergehens schuldig machte. Das alberne System von Zurückhaltung, welches ich anfänglich in Bezug auf den Baron beobachtet, machte meine Stellung sehr schwierig. Ich schämte mich, ihm zu gestehen, daß ich das Vorhandensein dieses Manuscriptes kannte, daß ich es schon am ersten Tage unserer Bekanntschaft, als er es mir abverlangt, in den Händen hatte. Ueberdies widerstrebte es mir, ihm etwas von der Unbekannten in dem Hotel »zur goldenen Glocke« zu sagen, besonders da er selbst kein Wort über sie geäußert und von ihrer Anwesenheit in Nantes nichts zu wissen schien, und eines Abends, als der Baron schlief, warf ich in einer Anwandlung von Aerger, ich möchte beinahe sagen von Wahnsinn, indem ich an die für mich ohne Zweifel verlorene schöne Susanne dachte, deren Erinnerung mir noch im Herzen brannte, dieses verwünschte Manuscript ins Feuer und die Flammen verzehrten es binnen wenigen Augenblicken.

»Am Tage nach diesem klugen Streiche, und als ich eben ausgehen wollte, um mein juristisches Collegium, welches ich seit vierzehn Tagen bedeutend vernachlässigt, zu besuchen, sagte der Baron zu mir:

»Binnen Kurzem werde ich Sie endlich von dem schweren Frohndienste erlösen können, den ich Ihnen aufgebürdet. Ich fühle meine Kräfte wiederkehren. Vielleicht kann ich morgen sogar versuchen ein wenig auszugehen.«

»Das wäre wohl noch zu vorzeitig,« antwortete ich.

»Der Arzt hat Ihnen, wie Sie wissen, befohlen, sich noch eine Woche ruhig zu verhalten.«

»Eine Woche — das ist sehr lange.«

»Dann setzte er hinzu:

»Ich erwarte übrigens Nachrichten — von Rennes — wichtige Briefe. Es müssen deren mehrere für mich auf der Post liegen.«

»Ich werde hingehen, und dieselben in Ihrem Namen reclamiren. Warum haben Sie mir das nicht schon früher gesagt?«

»Der Baron sah mich mit einem Ausdrucke an, der allerdings nicht der des Mißtrauens war, wohl aber ungefähr so übersetzt werden konnte:

»Sie sind sehr freundlich, aber diese Briefe sind so wichtig, daß ich sie lieber selbst abholen möchte.«

»Ich glaubte nicht weiter auf meinem Anerbieten bestehen zu dürfen, und entfernte mich, als er mich zurückrief:

»Sie haben Recht,« sagte er. »Wenn ich Ihnen meine Legitimationspapiere mitgebe, so wird es Ihnen leicht sein, die Briefe auf der Post ausgeantwortet zu erhalten.«

»Hierauf übergab er mir seine Brieftasche, in welcher sich ein auf seinen Namen lautendes Capitänspatent befand.

»Ich begab mich auf die Post. Es lagen vier Briefe für ihn bereit, die ich ihm ohne Verzug brachte.

»Seine Hand zitterte, während er die Siegel erbrach, und er ließ sie alle vier einige Augenblicke lang geöffnet vor sich liegen, ohne sie zu lesen. Endlich schien er sie nach dem Datum zu ordnen, ergriff den ältesten und begann zu lesen.

»Ich hatte mich mittlerweile zu meinen gewöhnlichen

Studien niedergesetzt, als ich plötzlich einen unterdrückten Schrei vernahm, welcher Schmerz und Angst zu verrathen schien.

»Ich drehte mich herum und sah, wie der Baron einen der Briefe krampfhaft in der Hand hielt und daß seine Augen in Thränen schwammen. Es dauerte nicht lange, so brach er in lautes Schluchzen aus, reichte mir den Brief und rief:

»Das Opfer ist vollbracht. Sie ist todt für die Welt, sie ist todt für mich!«

»Hier sind diese vier Briefe,« sagte Savarus. »Sie sind in meinem Besitze geblieben, weil der Baron einige Tage später, nachdem er sich vollständig erholt, Befehl erhielt, bei seinem in das Feld rückenden Regimente einzutreffen, Nantes in aller Eile verließ und einen Theil seiner Papiere mitzunehmen vergaß.«

Erster Brief.

»Rennes, den 11. December 17..

»Lieber Freund! — Als ich Dich heute Morgen, nachdem ich Dich bis an die Diligence begleitet, verließ, begab ich mich, deinem Ersuchen gemäß, zu Herrn Desescameaux unter dem Vorwande, ihn über die neue Wendung deines Processes zu Rathe zu ziehen.

»Der Procurator empfing mich sehr freundlich und als ich ihm sagte, daß Du nach Nantes abgereist seiest, wo Du einige Tage bleiben würdest, verriethen seine Züge weder Ueberraschung noch Unruhe. Er weiß also noch nichts, er

ahnt nichts und ich hoffe, daß Du noch zeitig genug gekommen bist, um die Pläne dieses elenden Matharel und der Tänzerin zu vereiteln.

»Als ich das Cabinet des Procurators verließ, begegnete ich in dem Salon seine Gattin. Ein Diener hatte ihr ohne Zweifel hinterbracht, daß ich eine Conferenz mit ihrem Gatten hätte und diese Begegnung war daher durchaus keine zufällige.

»Die arme Euphemia! wie hat sie sich in wenigen Tagen verändert. Wo sind die schönen Farben hin, die so ausdrucksvollen Augen, jene liebenswürdige Heiterkeit, welche der Schmuck unserer Feste war? Schmerz, Unruhe und fieberhafte Aufregung standen abwechselnd in ihren anmuthigen Zügen geschrieben.

»Ich folgte ihr in ihr Zimmer, denn ich errieth, daß sie mit mir von Dir sprechen wollte! Dein Name schwebte ihr auf den Lippen und dennoch wagte sie nicht ihn auszusprechen.

»Ich sagte ihr hierauf, Du seiest diesen selben Morgen abgereist, Du hättest gegründete Hoffnung jene Papiere ausfindig zu machen, ehe sie in die Hände der Personen fielen, welche ihr den Untergang geschworen, Du seiest genau von Allem unterrichtet und würdest mir gleich nach der Ankunft in Nantes schreiben, um mich von den Ergebnissen deiner ersten Schritte in Kenntniß zu setzen.

»Sie schien dadurch wieder ein wenig beruhigt zu werden und schüttete ihr Herz vor mir aus wie vor einem Bruder. »Wenn Sie ihm schreiben,« sagte sie, »so verschweigen Sie ihm nicht den Zustand, in welchem ich mich befinde. Sagen Sie ihm, daß ich den Verlust meines guten Rufes nicht

überleben werde und daß er mich nicht lebend wieder antreffen wird, wenn die Beweise meiner strafbaren Leidenschaft in die Hände des Mannes fallen, der mich entehren will!«

»Du siehst, daß dein Unternehmen um jeden Preis gelingen muß und daß Du Dich ganz besonders beeilen mußt, denn ich fürchte, daß in dem Zustande, in welchem ich Euphemia getroffen, sie irgend eine Unklugheit begehe und ihr Geheimniß ihrem Gatten preisgebe.«

Zweiter Brief.

»Rennes, den 14. December 17 . .

»Die Tänzerin ist soeben abgereist, ohne Zweifel um sich Matharel anzuschließen und ihn bei seinen Nachforschungen zu unterstützen. Ich weiß nicht, welchen Vorwand sie bei Herrn Desescameaux angeführt hat, um diese Reise zu machen. Der Procurator ist immer noch wie vernarrt in diese Sirene und seine Leidenschaft, die er sich nicht mehr die Mühe nimmt zu verhehlen, fängt an in der Stadt Aufsehen zu erregen. Jedermann beklagt seine junge Frau. Vorgestern hat er sie im Theater in ihrer Loge besucht, während sie sich ankleidete, und nach der Vorstellung hat er sie in seinem eigenen Wagen nach Hause zurückgebracht.

»Die Verleumdungen, welche Matharel gegen Euphemia auszustreuen gesucht, um sich für die Verachtung zu rächen, womit sie seine frechen Erklärungen aufgenommen, haben daher bis jetzt keine Wirkung geäußert und Niemand ahnt bis jetzt ihr Verhältniß zu Dir. Beeile Dich daher,

die letzten dafür vorhandenen Beweise verschwinden zu lassen.

»Heute Morgen sprach ich einen Augenblick Madame Desescameaux abermals. Sie fragte mich, ob ich einen Brief von Dir erhalten hätte. Dein Schweigen beunruhigt sie schon und es kostet mir viel Mühe, sie zu überreden, daß noch nichts verloren ist, weil, angenommen, daß Du gleich nach deiner Ankunft, einen Brief auf die Post gegeben, dieser Brief mir frühestens erst morgen zukommen könnte.

»N. S. — Matharel muß schon vor Dir in Nantes angelangt sein. Er hat soeben an einen seiner Freunde geschrieben, der mir seinen Brief gezeigt hat. Derselbe enthält eine Menge schändliche Anspielungen auf Euphemia und er erklärt bestimmt, er hoffe in einigen Tagen wieder hier zu sein, weil er nun hinreichende Beweise in Händen habe, um Madame Desescameaux zu stürzen oder um ihren unbezähmbaren Stolz, wie er es nennt, zu beugen. Er ist ein Kerl, den man todtschlagen sollte wie einen Hund.«

Dritter Brief.

»Rennes, den 25. December 17 . .

»Dein Schweigen fängt an selbst mich zu beunruhigen und Madame Desescameaux schwebt in der tödtlichsten Angst. Sie ist überzeugt, daß ihr Gatte Alles weiß und dies würde mich für meine Person nicht wundern, denn ich sprach ihn gestern und seine eigenthümliche Miene und einige doppelsinnige Worte, die er fallen ließ, gaben mir Stoff zum Nachdenken.

»Dieser Mann ist mir trotz des Scheins, den er sich bis auf die letzte Zeit zu geben gewußt, bevor seine Leidenschaft für Susanne ihn bewog, die Maske abzuwerfen, immer als tief verdorben erschienen, und ich bin überzeugt, wenn er Euphemia's Geheimniß erführe, so würde er darin nicht den Beweggrund zu einer ehelichen Rache, sondern irgend ein Speculationsmittel, ein schimpfliches Werkzeug erblicken, um seine Gattin ganz nach seinem Willen zu beugen.

»Was mich jedoch ein wenig über den Ausgang deiner Reise beruhigt, ist, daß weder die Tänzerin noch Matharel hier erschienen sind und daß Matharel selbst seit dem Briefe, von dem ich Dir schrieb und welcher so große Schändlichkeiten enthielt, seinen Freunden keine Nachricht weiter gegeben hat.

»Dieser Mensch, der einer rechtschaffenen Familie angehört, der eine gewisse Erziehung erhalten und dem es trotz seiner einfältigen Physiognomie nicht an Schlauheit und einem gewissen Grade von Witz fehlt, besitzt die schmutzigste Seele und würde bis auf die letzte Sprosse der socialen Leiter hinabsteigen und sein erbärmliches Dasein in Verworfenheit und allgemeiner Verachtung hinschleppen, wenn ihm nicht ein wohlthätiger Degenstoß den Garaus machte. — —

»So weit war ich mit diesem Briefe gekommen, als man mir meldete, daß eine verschleierte Dame mich zu sprechen wünsche; die Dame trat ein. Denke Dir mein Erstaunen — es war Euphemia!

»Die arme Frau hat den Kopf verloren und die Unklugheit ihres Schrittes muß Dir ihren Zustand hinreichend schildern.

*

»Sie hier bei mir?« sagte ich zu ihr; »was ist Ihnen denn begegnet?«

»Ich kann nicht länger in dieser Lage bleiben,« antwortete sie mir. »Mein Gatte weiß Alles, davon bin ich überzeugt. Ich nehme es aus den gemeinen Anspielungen ab, die er sich seit zwei Tagen gegen mich erlaubt. Das Schweigen des Herrn von Kerouet ist unerklärlich. Wenn er uns vor Ablauf der Woche nicht Nachricht gegeben hat, wenn diese Drohung des nichtswürdigen Matharel, meine Schande überall zu verkünden, über mir schweben bleibt, dann ist mein Entschluß gefaßt. Ich habe keine Kinder, die mich an's Leben fesseln, meine arme Mutter ist todt — ich werde auch sterben. Schreiben Sie noch ein letztes Mal an Herrn von Kerouet. Sollte er mich verlassen haben? Mein Gott, ich kann es nicht glauben!«

»Du kannst Dir denken, daß ich Alles, was in meinen Kräften stand, that, um sie wieder zu beruhigen, um ihr ein wenig Vertrauen einzuflößen. Du kennst aber ihren Charakter besser als ich und ich zittere, daß sie irgend einen verzweifelten Entschluß fasse.

»Obschon Matharel nicht wieder zum Vorschein gekommen ist und Susanne soeben von Paris aus an den Theaterdirector geschrieben hat, sie werde ihr hiesiges Engagement nicht erneuern, so fängt doch diese ganze Intrigue an in unserer kleinen Welt Aufsehen zu erregen, und mehr als eine Frau, die auf Euphemia's Schönheit neidisch ist, erlaubt sich ihren Namen mit dem deinigen in Verbindung zu bringen. Ich will Dir nichts verschweigen. Gestern hat die Gattin des Präsidenten in Gegenwart von zwanzig Personen gesagt:

»Ich wage nicht Madame Desescameaux zu tadeln, denn das Verhältniß ihres Mannes zu dieser Tänzerin ist ein wahrhaft scandalöses gewesen.«

»Dies ist der Geist der Menschenliebe, womit man in der Welt den guten Ruf einer Frau zu Grunde richtet. Ich kann daher nur wiederholen, was ich Dir schon geschrieben: »Komm sofort zurück, möge das Ergebniß deiner Reise gewesen sein, welches es wolle.«

»Diese drei Briefe hatten weiter keine Unterschrift als den Namen Ludovic. Es war dies augenscheinlich ein intimer Freund des Herrn von Kerouet, der das ganze Vertrauen desselben besaß.

Der vierte und letzte Brief war von derselben Frauenhand geschrieben, wie das von Savarus verbrannte Manuscript. Er war »Euphemia« unterzeichnet.

Dieser Brief, welcher die Entwicklung jenes Drama's enthielt, wovon der Graf Cardiano-Cardiani, wie der Leser sich erinnern wird, einige Worte zu Pelagie gesagt, als er ihr die Geschichte Nelly's, der Mündel des Herrn Desescameaux, erzählte, welche dieser zu seiner Maitresse hatte machen wollen, nachdem seine Gattin sich von ihm getrennt, um in's Kloster zu gehen, lautete folgendermaßen:

»Mein Freund. — Ich weiß nicht, ob diese Zeilen in Ihre Hände gelangen werden, denn Ihr langes und unerklärliches Schweigen gibt mir Anlaß zu den bangsten Muthmaßungen. Dennoch kann ich nicht glauben, daß Sie mich verlassen, daß Sie mit meiner Liebe blos Ihr Spiel getrieben haben, und daß diese Reise, deren Ergebniß für meine Ruhe so wichtig war, für Sie weiter nichts gewesen

sei als ein Vorwand, um sich von Ihrer trostlosen Geliebten zu entfernen.

»Nichtsdestoweniger schreibe ich Ihnen. Dieser Brief ist das Testament meines Herzens; er ist für mich, die ich die Welt zu verlassen im Begriff stehe, eine letzte Illusion und eine letzte Freude — eine Freude, die mir das Herz zerreißt, wie alle, die ich auf Erden genossen.

»Das Herz, welches Sie geliebt hat, welches Sie noch liebt, war nicht für stürmische Leidenschaften geboren. Es hatte stets das friedliche Glück des häuslichen Herdes der Familie geträumt, das Glück, welches man das Recht hat, auf der Stirn geschrieben zu tragen, durch welches man sich ehrt und welches weder Neid noch Eifersucht erzeugt, denn wie Wenige begreifen es und wissen es zu genießen!

»Ich glaubte, jener Traum, in welchem sich meine Mutter so lange gewiegt, würde endlich in Erfüllung gehen, als Herr Desescameaux sich um meine Hand bewarb und dieselbe auch erhielt. Er gehörte, wie Sie wissen, einer angesehenen Familie an; obschon noch jung, genoß er doch große Achtung. Er war von Allen geehrt und respectirt, seine Manieren waren angenehm und distinguirt; er besaß mit einem Worte Alles, was dazugehört, um der Eigenliebe eines jungen Mädchens zu schmeicheln und ihr selbst jene zärtliche Sympathie einzuflößen, welche, wenn sie auch nicht die Glut der Leidenschaft besitzt, doch den Vorzug größerer Dauer hat. Unsere Vermälung fand unter den günstigsten Vorzeichen statt und ein ganzes Jahr verging in dem ruhigen Glück, von welchem ich soeben sprach.

»Dennoch hatte sich schon eine Wolke über meinem

Haupte aufgethürmt und mein Himmel trübte sich, ehe ich es noch selbst bemerkte.

»Seit einiger Zeit war mit dem Charakter meines Gatten eine vollständige Veränderung vorgegangen. Zuerst begann er meine Nähe weniger oft zu suchen, und endlich verbrachte er ganze Tage fern von mir. Er war nachdenklich, zerstreut, nicht selten schroff und wenn ich mich schüchtern über die Langweile beklagte, die ich in der Einsamkeit fühlte, so schützte er die Menge und Schwierigkeit seiner Amtsgeschäfte vor. Ich glaubte ihm gern und fühlte mich versucht, ihn zu bemitleiden.

»Von diesem Augenblick an machte er mir bemerklich, daß ich auf allzu zurückgezogene Weise lebte, daß ich wohl thun würde, wenn ich mich in der Welt zeigte und einige Salons besuchte, wo man die feine Gesellschaft empfinge.

»Der Carneval nahte heran, und mit demselben die Gastereien, die Soiréen und die Bälle. Mein Gemal drang so lange in mich, daß ich mich endlich dazu verstand, jene Zerstreuungen zu versuchen, welche mir zur ersten Zeit unserer Ehe so schal erschienen waren.

»Er ließ sein Haus neu einrichten, gab mir Equipage, ließ mir von Paris die reizendsten Toiletten kommen und kaum waren einige Wochen vergangen, so gehörte ich schon zur Zahl der elegantesten Frauen der Stadt.

»Diese tumultuarische Existenz ermüdete mich. Die Huldigungen, welche ein Schwarm junger Männer nicht aufhörte mir darzubringen, erfüllten mich mit unüberwindlicher Scheu und Furcht, und ich sprach sogar darüber mit meinem Gatten, der dies aber für Kindereien erklärte.

»Man muß nicht so menschenscheu sein,« sagte er zu

mir. »Es sind dies ja weiter nichts als galante Gemeinplätze, welche keine Folgen nach sich ziehen, und Du würdest Dich auffällig machen, wenn Du sie nicht mit Freundlichkeit als das aufnähmest, was sie wirklich sind.«

»Anfangs begleitete mein Gatte mich in diese Gesellschaften, und obschon mir unser trauliches Beisammensein am häuslichen Herde viel lieber gewesen wäre, so wünschte ich mir doch Glück zu dieser Rückkehr meines Gatten, bis er mich allmälig daran gewöhnte, ihn zu entbehren, indem er mich Freundinnen anvertraute, oder die Salons, wo ich mich befand, verließ, sobald der Tanz begonnen hatte.

»Dieses Benehmen betrübte mich tief. Schon hatte ich versucht, mit ihm darüber zu einer Erklärung zu kommen, als mir plötzlich ein Licht aufging, ein Licht, welches die Zuneigung, die ich bis jetzt für ihn gefühlt, in den tiefsten Widerwillen verwandeln mußte.

»Unter den Männern, deren Huldigungen mich am meisten ermüdeten, befand sich in erster Reihe jener Matharel; er war mir vielleicht noch ein wenig verhaßter als die anderen.

»Dieser Mensch hat, obschon noch jung, denn er zählt kaum dreißig Jahre, schon zehn Jahre in Paris zugebracht; dort, wie es scheint, in der schlechtesten Gesellschaft gelebt und die verdorbensten Grundsätze zurückgebracht.

»Geschickt in der Kunst, sich zu verstellen, begann er damit, daß er durch Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten, welche völlig uneigennützig zu sein schienen, meine Gunst zu erwerben suchte. Er hatte ohne Zweifel meinen Charakter geduldig studirt, denn jedesmal, wo er Gelegenheit fand, mit mir zu sprechen, entsprach das, was er mir sagte, ge-

nau einigen meiner geheimen Gedanken. Er bedauerte mich, daß ich meinem Hang zur Zurückgezogenheit, zum häuslichen Leben nicht folgen könne, und da er wußte, wie verhaßt und widerwärtig mir im Gegensatze zu der Mehrzahl der Frauen meines Alters alle jene affectirten und ein wenig geräuschvollen Galanterien, deren Gegenstand ich war, erschienen, so vermied er sorgfältig Alles, was, wenn auch nur entfernt, an Galanterie streifte. Er war gegen mich stets ernst und gesetzt und zeigte dabei einen Anflug von Sympathie, der — ich muß es Ihnen gestehen — endlich Eindruck auf mich machte.

»Der Matharel, den Sie kennen, hat, wie ich wohl weiß, nur wenig Aehnlichkeit mit dem Manne, den ich Ihnen so eben unter einer seiner Gestalten geschildert habe. Er gilt allgemein für einen sehr geistlosen Menschen, bei welchem sich Dummheit zur Bosheit gesellt, und man schreibt ihm eine Eigenliebe zu, die ihn oft die größten Albernheiten begehen läßt. Sie, mein Freund, würden ihn, wie ich überzeugt bin, einer solchen Geschicklichkeit für unfähig gehalten haben, aber die Männer beurtheilen einmal einander nur selten richtig. Es gibt bei ihnen Eigenschaften oder Fehler, die sich männlichen Augen vollständig entziehen und die nur von einem Weibe erkannt werden, aus welchem Grunde unsere Neigungen oft übel angebracht und unsere Abneigungen bizarr erscheinen.

»Als Matharel glaubte, der günstige Augenblick sei gekommen, warf er die Maske ab und erklärte mir rund und rein heraus seine Liebe.

»Dieses Geständniß überraschte mich sehr schmerzlich. Ich hatte mich daran gewöhnt, ihn als einen Freund zu

betrachten, und nun sah ich mich einem drängenden, kühnen Liebhaber gegenüber, gegen welchen ich sofort eines jener Worte aussprechen mußte, welche ein derartiges Verhältniß für immer knüpfen oder zerreißen.

»Ich zögerte keinen Augenblick — dies schwöre ich Ihnen — sondern gab ihm zu verstehen, daß ich ihm niemals angehören würde.

»Matharel hatte, wie es schien, auf einen leichten Triumph gehofft. Seine Eigenliebe hatte ihn irregeleitet, auch schien er durch die Aufnahme, welche seine Leidenschaft bei mir fand, ungemein überrascht zu werden.

»Dennoch verlor er nicht den Muth, änderte aber seine Tactik und entwickelte jetzt eben so viel Dreistigkeit und Frivolität, als er bis jetzt mit heuchlerischer Zurückhaltung zu Werke gegangen war. Von diesem Augenblick an kannte ich die ganze Verworfenheit seines Herzens.

»Zunächst theilte er mir mit, daß mein Gatte mich hinterginge, daß er Maitressen habe, daß alle Welt dies wisse und mich bedauere.

»Ich begegnete ihm wie einem feigen Verleumder. Er lachte mir ins Gesicht, zuckte die Achseln und brachte mir den nächstfolgenden Tag die Beweise meines Unglücks.

»Es geschah dies zu der Zeit, wo jene Tänzerin auf unserem Theater zu debütiren begann. Mein Gatte hatte für sie eine wahnsinnige Leidenschaft gefaßt und mehrere Briefe an sie geschrieben. Wie Matharel es angefangen hatte, weiß ich nicht, aber er hatte sich diese Briefe verschafft und legte sie mir vor.

»Diese Enthüllung war für mich ein Donnerschlag. Mein erster Gedanke war, zu meinem Gatten zu eilen, mich

ihm zu Füßen zu werfen und ihn zu beschwören, mir seine Liebe wiederzuschenken.

»Matharel las diesen Gedanken in meinem Blick und sagte zu mir:

»Vor allen Dingen handeln Sie nicht etwa wie eine Pensionsschülerin. Herr Desescameaux würde Sie sehr lächerlich finden. Ueberdies gibt es etwas, was ein Mann seiner Frau niemals verzeiht, nämlich wenn sie ihn zwingt vor ihr zu erröthen.

»Ich will Ihnen hier ein Geständniß machen, mein Freund. Sie werden vielleicht glauben, daß, als dieser Elende so den Schleier meiner Illusionen zerriß, um mir das Leben in seiner ganzen widerlichen Wirklichkeit zu zeigen, dieses Leben, welches ich bis jetzt mit den lachendsten Farben geschmückt, Sie werden glauben, sage ich, daß ich mit Abscheu und Entsetzen die Augen davon abwendete. Allerdings war dies meine erste Bewegung, bald aber bemächtigte sich meiner das Gefühl einer seltsamen Neugier.

»Ich wollte wissen, bis wie weit diese Verkehrtheit und diese Laster gingen, von welchen ich nun einen Theil zu sehen glaubte. Ich machte es wie jene Kranken, welche endlich an der Krankheit, die sie verzehrt, ein gewisses Interesse finden, die Stadien derselben studiren, ihre Symptome analysiren und ihre Fortschritte verfolgen, als ob sie nicht selbst die Beute der unheilbaren Plage wären. Mit einer Kaltblütigkeit, über welche ich heute erstaune, faßte ich diesen Entschluß.

»Indem ich über den Weg nachdachte, den ich einzuschlagen hätte, begriff ich, daß der, auf welchem ich am

leichtesten meinen Zweck erreichen würde, darin bestünde, daß ich nicht sofort mit Matharel bräche, sondern vielmehr ihn schonte, ihn zu weitern vertrauten Mittheilungen ermuthigte und seinen Augen eine unbestimmte ferne Hoffnung vorspiegelte.

»Es war dies, ich gestehe es, eine große Unklugheit und ein großer Fehler; aber, mein Gott, ich ward grausam dafür gestraft und wie habe ich meine verhängnißvolle Neugier bereut, als mein Blick auf den Boden der Cloake hinabgetaucht war.

»Zuerst gab Matharel, nachdem er mir hundert überzeugende Beweise von der Untreue meines Gatten gebracht, nachdem er mir bewiesen, daß derselbe mich niemals geliebt, den abgenutzten Rathschlag, welcher das Abc der Verführer verheirateter Frauen zu sein scheint: »Herr Desescameaux verkennt Ihre Vorzüge, er verräth Sie um Creaturen willen, die weit unter Ihnen stehen; rächen Sie sich dadurch, daß Sie einen Mann lieben, welcher höher steht als der Ihrige. Die Ehe ist ein Contract, welcher aufhört bindend zu sein, sobald einer der beiden contrahirenden Theile seinen Verpflichtungen untreu wird. Uebrigens,« setzte er hinzu, »glauben Sie meiner Erfahrung, wenn ich Ihnen versichere, daß Ihr Gatte es gar nicht besser verlangt.«

»Was wollen Sie damit sagen?« rief ich.

»Ich will damit sagen, daß Sie ihn sehr geniren würden, wenn Sie hartnäckig dabei blieben, die tugendhafte, makellose Existenz zu führen, welche Ihre anbetungswürdige Naivetät geträumt hat. Ich kenne Herrn Desescameaux und wir haben, als er noch unvermält war, manchen lustigen Streich mit einander ausgeführt. Er liebt leichtfertige,

nicht allzu zarte Vergnügungen und ist unter seinem Procuratorgewand weiter nichts als ein Lüstling ganz gemeiner Art. Sie werden ihn allmälig bis zu den verworfensten Subjecten herabsteigen sehen und er wird gegen Sie einen tiefen Haß fassen, wenn Ihr sittenstrenges Verhalten ihm zum fortwährenden stummen Vorwurfe gereicht. Befreien Sie ihn vielmehr von diesem Zwang. Wählen Sie einen klugen, discreten, ergebenen Freund, der Sie nicht vor der Welt compromittirt, dessen Vorhandensein Ihr Gemal blos hinreichend vermuthet, um sich Ihnen gegenüber ungenirt zu fühlen, ohne daß seine Eigenliebe öffentlich verletzt werde, und Sie werden dann sehen, welche friedfertige Häuslichkeit Sie sich bereiten, wie glücklich Sie sein werden.«

»Diese Rathschläge wurden mir auf hunderterlei Weise und mit Einzelheiten wiederholt, mit welchen ich Sie verschonen will. Ich wollte wissen, ob mein Gatte nicht zur Hälfte verleumdet worden, und ich ließ einige Worte gegen ihn über die galanten Verfolgungen, denen ich ausgesetzt war und über die angelegentliche Art und Weise fallen, auf welche Matharel mir den Hof machte.

»Sieh Dich vor,« sagte mein Gatte zu mir. »Dieser Matharel ist ein gefährlicher Mensch, der alle Frauen, die sich mit ihm eingelassen, um ihren guten Ruf gebracht hat. Ich rathe Dir, ihn nicht zu empfangen und Dich in den Gesellschaften, wo Du mit ihm zusammentriffst, so fern als möglich von ihm zu halten. Man hat schon seine Aufmerksamkeit gegen Dich bemerkt und dies kann nur von Nachtheil für Dich sein.«

»Diese Worte und mehr noch als diese der Ton, in welchem sie gesprochen wurden, ließen in meinem Gemüth

keinen Zweifel mehr übrig. Nur das öffentliche Aergerniß und den Spott fürchtete er, und sehr bald gewann ich aus anderen Reden, die er gegen mich fallen ließ und die ich auf geschickte Weise hervorlockte, die Ueberzeugung, daß mein Gatte wirklich der Mann war, als welchen Matharel ihn mir geschildert.

»Ich ward von unermeßlicher Verzweiflung ergriffen; ich blieb mehrere Wochen lang in mein Zimmer eingeschlossen und wollte Niemand empfangen.

»Mein Gatte benutzte diese Gelegenheit, um sich der letzten Fesseln zu entledigen, welche die Gewohnheit und die Convenienz zwischen uns ihm bis jetzt noch angelegt, und von dieser Zeit an lebten wir für einander fremd unter einem und demselben Dach.

»Dennoch konnte ich nicht immer so eingeschlossen bleiben, und als ich Matharel wieder sah, hätte der Empfang, den ich ihm angedeihen ließ, ihn endlich über meine wahren Gefühle in Bezug auf ihn aufklären sollen.

»Er gab sich jedoch deswegen noch nicht besiegt und erschien eines Morgens bei mir. Ich wies ihm die Thür wie einem Lakaien.

»Dies war ein zweiter Fehler. Er ließ mich ihn theuer bezahlen, indem er gegen mich ein Verleumdungs- oder vielmehr ein perfides Einflüsterungssystem organisirte, welches allmälig meinen guten Ruf ruiniren mußte.

»Während die Dinge so standen, kamen Sie, mein Freund, nach Rennes und besuchten meinen Gatten, um sich mit ihm wegen Ihres Processes zu besprechen. Wenn ich damals strafbar war, wenn meine grausam zerrissene Seele sich durch die unwiderstehlichen Kundgebungen Ihres so

guten, so edelmüthigen Herzens hinreißen ließ, wenn die reine und heilige Atmosphäre, die Sie umgab, für mich verhängnißvoller war als die verdorbene Luft, die ich bis jetzt geathmet, dann wird Gott es mir vielleicht in Berücksichtigung dessen, was ich gelitten, verzeihen und nicht wahr, bei Ihnen selbst brauche ich mich wegen meiner Schwäche nicht zu rechtfertigen?

»Gegenwärtig kennen Sie die ganzen verderblichen Folgen unseres Verhältnisses. Der nichtswürdige Matharel hatte jenes Geheimniß erfahren, welches ich so gut verborgen glaubte; der unversöhnliche Haß, den er mir geschworen, hatte endlich ein Mittel gefunden, sich zu befriedigen. Die Verleumdungen, welche er sich gegen mich erlaubt, wären endlich in den Hintergrund getreten und mein Ruf zur Schande des Verleumders unangetastet geblieben; ich hatte aber, indem ich unterlag, in den Augen der Welt Alles gerechtfertigt, was er bis jetzt angedeutet und ein einziger Fehltritt erlaubte ihm, hundert Lügen in Wahrheiten zu verwandeln.

»Aber damit begnügte er sich noch nicht. Er wollte mich unter der Wucht meiner Schande und des öffentlichen Scandals zermalmen, einen offenen Bruch zwischen mir und meinem Gatten herbeiführen, und da ich Waise und ohne Familie bin, so hoffte er mich auf diese Weise zu der erbärmlichen Existenz jener Frauen zu erniedrigen, welche die Gesellschaft aus ihrem Kreise verbannt, nicht weil sie strafbarer, sondern weil sie weniger gewandt gewesen sind als so viele andere, die sich aller Vorrechte der erheuchelten Tugend erfreuen.

»Ich hätte Ihnen diesen Menschen bezeichnen und

seine Schändlichkeiten offenbaren sollen, aber, obschon ich eine Katastrophe kommen sah, so zitterte ich doch, sie selbst herbeizuführen und den Ausbruch derselben zu beschleunigen. Welches Aufsehen hätte in unserer Stadt ein Zweikampf zwischen einem Offizier von der Armee und dem Manne hervorgerufen, den Einige für einen meiner früheren Liebhaber hielten? Denn Matharel hatte sich selbst mit in die Reihe derer gestellt, welchen ich geheime Gunstbezeigungen erwiesen haben sollte.

»Wie war es ihm aber gelungen, die Existenz jener unglücklichen Papiere, jener verschwiegenen Blätter kennen zu lernen, auf welchen ich während der Stunden meiner Einsamkeit und Langweile mein Herz ausgeschüttet? Woher wußte er das Verschwinden derselben, die eigenthümliche Weise, auf welche ich mein Tagebuch verloren und in wessen Hände es gefallen war?

»Vielleicht haben Sie selbst in Nantes den Schlüssel zu diesem Geheimniß gefunden. So viel steht indessen fest, daß Matharel gleich am Tage nach Ihrer Abreise Rennes ebenfalls und in derselben Absicht wie Sie und mit denselben Aufschlüssen verließ. Ihrem Freund Ludovic, der in dieser Angelegenheit die größte Hingebung bewiesen, gelang es zu erfahren, daß ein Complott zwischen Matharel und Susanne in der doppelten Absicht geschmiedet worden, Sie in's Verderben zu stürzen und meinen Gatten irgend eine Thorheit mit diesem Mädchen begehen zu lassen, die ihn vollkommen unterjocht zu haben scheint. Ludovic hat Ihnen jedenfalls dies Alles geschrieben und Ihnen die Unruhe und Besorgniß geschildert, in welche Ihr Schweigen uns versenkt hat.

»Jetzt, mein Freund, bin ich bei dem schwierigsten

Theile dieser langen Mittheilung, dieses Testaments meines Herzens, wie ich es zu Anfange meines Briefes nannte, angelangt. Meine Seele ertrinkt in ihrem eigenen Schmerz und in dem, welchen ich Ihnen zuzufügen im Begriff stehe.

»Matharel hat, wie es scheint, von Nantes aus mehrere Briefe an seine Freunde geschrieben und diese Briefe haben in seiner Abwesenheit dem Werke, welches er so gut vorbereitet, die Krone aufgesetzt.

»Es ist nicht länger möglich, daran zu zweifeln. Die Geschichte unseres Verhältnisses macht jetzt die Runde durch die Stadt, natürlich vermehrt und verschönt mit allen Bemerkungen, welche die Schadenfreude einer Provinzialstadt hinzuzufügen gewußt hat.

»Gestern sagte mein Gemal, dem ich zufällig in dem Augenblick begegnete, wo er aus seinem Cabinet heraustrat, denn wir leben, wie ich Ihnen schon gesagt, seit mehreren Monaten vollständig getrennt, in ziemlich wegwerfendem Tone zu mir:

»Madame, es ist Ihnen ohne Zweifel nicht unbekannt, daß man in unserer Welt jetzt sehr viel von Ihnen spricht. Was mich für meine Person betrifft, so achte ich wenig darauf, denn ein Mann setzt den Hut auf den Kopf und passirt überall, ohne zu fürchten, daß man ihn insultire; eine Frau dagegen ist sich größere Rücksichten schuldig.«

»Die Schamröthe stieg mir ins Gesicht, die Entrüstung erstickte mich fast und ich wollte ihm antworten, daß die Ehre des Hauses durch den Mann eben so gewahrt werden müsse als durch die Gattin. Aber er entfernte sich schnell.

»Dieser Gedanke, mein Freund, war mir nicht günstig und ich wünschte mir Glück, daß ich nicht Zeit gehabt,

dieser Bewegung nachzugeben. Ich bedachte, daß mir nicht mehr das Recht zustand, ihm seine Handlungsweise vorzuwerfen. Wenn er der zuerst Strafbare war, wenn er mich auch durch seine Untreue in eine jener Lagen versetzt, wo die Frauen Engel sein oder kein Herz haben müßten, um nicht zu unterliegen, so ist diese Situation deswegen nicht weniger zu beklagen. Uebrigens machte mich auch der gemeine, spöttische Ton, in welchem mein Gatte zu mir sprach, strenger gegen mich selbst. Weit lieber wäre mir sein Zorn, ja seine Gewaltthätigkeit gewesen, als dieser eiskalte Spott. Ich errieth seine Gedanken recht wohl und er hatte mir im Grunde genommen weiter nichts sagen wollen als: »Leben Sie nach Ihrem Belieben, haben Sie einen Liebhaber, wenn Sie einen brauchen, aber retten Sie nur den äußern Schein.«

»Meine Seele empört sich und mein Herz ist von Ekel erfüllt, während ich Ihnen solche Worte schreibe. Ich habe aber einmal beschlossen, Ihnen Alles zu sagen. Das Weib, welches Sie geliebt, welchem Sie in ihre Einsamkeit und Verlassenheit ein wenig Glück gebracht und von welchem Sie im Begriffe stehen auf immer getrennt zu werden, dieses Weib müssen Sie vollständig kennen lernen, Sie müssen wissen, in welcher Umgebung sie gelebt und welche Prüfungen sie zu bestehen gehabt. Ein Gemälde wird erst durch die Schatten, die es umgeben, recht hervorgehoben und es ist mein Bildniß, welches ich Ihnen mit meinem ewigen Lebewohl sende. Darf ich auf ein ewiges Andenken hoffen?

»Fern von Ihnen, Ihres Beistandes, Ihrer Rathschläge beraubt, ist meine Lage unerträglich geworden. Schon mehr als einmal ist der Gedanke an Selbstmord in mir erwacht, aber das Gefühl meiner Würde — lassen

Sie mich dieses Wort noch einmal aussprechen — hat diesen Gedanken bald wieder in den Hintergrund gedrängt. Ich will diese Welt verlassen, die für mich so viel Bitterkeiten gehabt, aber ich will aus ihr scheiden wie ein Opfer, nicht wie eine Schuldige.

»Ich bin bei meinem Gemal gewesen. Dieser Besuch überraschte ihn sehr, denn er war weit entfernt, darauf gefaßt zu sein. Ohne Zweifel glaubte er, ich käme um die beleidigenden Worte zu rügen, die er am Morgen desselben Tages an mich gerichtet und um ihm über seine eigene Handlungsweise Vorwürfe zu machen.

»Ich ließ ihn aber nicht lange in dieser Verlegenheit. Ich sagte ihm Alles, ich gestand ihm Alles. Ja, mein Freund, ich schilderte ihm den tiefen Kummer, den seine Untreue mir bereitet, die Verzweiflung, mit welcher die Vernichtung meiner jugendlichen Illusionen mir das Herz erfüllt.

»Auf seine Verlegenheit folgte nun ein Ausdruck von Ironie. Mein gerechter Stolz ward dadurch gereizt. Verwundet in dem Zartesten und Empfindlichsten, was ein weibliches Herz besitzt, richtete ich mich auf und sprach mit erhobenem Haupte und dreistem Blick von meiner Liebe zu einem edlen, guten, mit den kostbarsten Eigenschaften begabten Wesen. Ich sagte ihm, daß der Mann, den ich liebte, alles besäße, was eine Frau brauche, um sich in ihrer Liebe glücklich und geehrt zu fühlen.

»Diese Kühnheit — denn es war wirklich Kühnheit, was mich in diesem Augenblick beseelte, — brachte meinen Gatten anfangs ein wenig aus der Fassung, aber er überwand dies sehr bald und ich will Ihnen nicht die Ausdrücke wiederholen, die seine Antwort gegen mich enthielt. Es ge-

nüge Ihnen zu wissen, daß er sich noch verworfener zeigte als Matharel ihn geschildert, und daß er unter der einzigen Bedingung, ihm bei Befriedigung seiner Geschmacksrichtungen und bei der Lebensweise, die es ihm gefallen würde zu führen, nicht hinderlich zu sein, bereit war, mir seinerseits eine anständige Freiheit zuzugestehen.

»Endlich habe ich all' diesen Schlamm von mir abgeschüttelt und mein Entschluß steht unwiderruflich fest. Ich habe sie angenommen, diese anständige Freiheit, welche Herr Desescameaux mir angeboten. Ich werfe mich in die Arme Dessen, welcher alle Fehltritte verzeiht, welcher jeden Kummer tröstet.

»Ein Kloster wird Ihre trauernde Freundin aufnehmen. Ich habe so eben an jene weitläufige Verwandte geschrieben, von welcher ich Ihnen zuweilen erzählt und welche Superiorin des Klosters zu X. ist. Ich habe sie um einen Platz in dem Asyl ersucht, in welchem sie selbst die Ruhe oder vielmehr den Tod des Herzens gefunden, und morgen reise ich ab und verlasse Rennes, um mich zu ihr zu begeben. Die Einwilligung des Mannes, der mein Gatte war, besitze ich bereits hierzu.

»Beklagen Sie mich nicht, bedauern Sie mich nicht und wenn meine Erinnerung, wie ich hoffe, Ihnen in die Welt folgt, so möge dieselbe für Sie nicht eine Bürde, eine Qual, ein Schmerz sein, sondern ein fortwährender Anreiz zum Guten.

»Sie sind jung, Sie tragen den Degen und Sie haben eine schöne Laufbahn vor sich. Wer weiß, ob nicht unser Verhältniß in dieser Welt, wenn es länger gedauert, Sie von den Pflichten abwendig gemacht hätte, die Sie zu erfüllen

haben und ob Sie nicht zuletzt da, wo Sie anfangs nur ein langes Glück sahen, nur Kummer, Reue, ja vielleicht Langweile gefunden hätten.

»Begraben Sie Ihre Liebe in der ganzen Jugend und der ganzen Frische derselben und athmen Sie von Zeit zu Zeit den fernen Duft derselben. Mir verbietet das Kloster diesen Hochgenuß der Seele, aber ich werde für Sie beten und mein letzter Gedanke wird Ihnen geweiht sein. Leben Sie wohl.« »Euphemia.«

Zehntes Capitel.

Das Leben in Paris.

Als der Doctor Savarus diesen Brief zu Ende gelesen hatte, sagte Jules von Bervilly zu ihm:

»Diese Euphemia war ein wenig überspannt und romantisch, dies läßt sich nicht läugnen; ihr Gatte aber ist der unedelste Charakter, der mir jemals vorgekommen.«

»Er lebt noch; er wohnt in Paris.«

»Aber von welchem Ereigniß wollten Sie sprechen, als Sie sagten, Sie würden ein großes Unglück abgewendet haben, wenn Sie dem Baron von Kerouet das von Ihnen verbrannte Manuscript zurückgegeben hätten, dessen eigenthümliche Wanderungen in Gesellschaft des »Speculum

vitae humanae«, beiläufig gesagt, in diesen vier Briefen durchaus nicht erklärt sind.«

»In Bezug auf diesen letzten Punkt,« sagte Savarus, »muß ich Ihnen bemerklich machen, daß alle Tage und ohne daß Jemand es bemerkt, seltsame Dinge vorgehen und unerklärt bleiben. Es ist wahrscheinlich, daß, wenn wir wüßten, wie das Manuscript in das Buch gekommen, welches ich von dem Trödler gekauft, der es seinerseits mit den andern nachgelassenen Gegenständen eines alten Gelehrten erkauft, wir dies ganz einfach, ja natürlich finden würden. Es ist mit diesen Dingen wie mit dem Becherspiel und den kopfzerbrecherischen chinesischen Combinationsspielen. Sobald das Geheimniß entschleiert ist, begreift man nicht, wie man so lange hat darüber nachdenken können, ohne es zu errathen.

»Was das Unglück betraf, von welchem ich Ihnen sagte, so war dies nur allzu thatsächlich. Hätte ich das Manuscript dem Baron von Kerouet ausgeantwortet, so hätte dieser schon in den ersten Augenblicken seines Verweilens in Nantes an Euphemia geschrieben, um sie zu beruhigen. Durch den Gedanken an das Unheil, welches Matharel, wenn dieses Manuscript in seine Hände fiele, weniger gequält, hätte sie mit ihrem Gatten nicht jenen Auftritt gehabt, in dessen Folge sie sich in ein Kloster zurückzog, sondern wäre wahrscheinlich bei ihm geblieben. Er hatte eine Nichte, seine Mündel, welche er nach dem Weggange seiner Gattin zu sich kommen ließ und die er zu entehren versuchte. Diese Nichte ergriff eines Nachts die Flucht, um sich den verbrecherischen Angriffen dieses Elenden zu entziehen; sie kam nach Paris und hier ward sie mit den ihrigen vom Unglück ereilt. Gegenwärtig ist sie blödsinnig und ihr Sohn ist von

dem Manne, der sich den Grafen Cardiano-Cardiani nennen läßt, des Raubes und des Mordes angeklagt, Gefangener im großen Chatelet.«

»Wie doch alle diese Ereignisse, die einander so fremd zu sein scheinen, sich unter einander verketten,« sagte Herr von Bervilly. »Wer hätte zum Beispiele geglaubt, daß der Bruder meiner Mutter in Ihrer Erzählung ebenfalls eine Rolle spielt.«

»Wenn Ihr Haar ergraut sein wird, dann wird ein solches Zusammentreffen Sie nicht mehr in Erstaunen setzen. — Aber dies ist noch nicht Alles. Der Graf Cardiano-Cardiani, welcher die ganze Geschichte des ehemaligen Procurators kennt, wollte sich seines Vermögens zum Nachtheil seines Neffen und seiner Nichte bemächtigen.«

»Und wie hatte er diese Geschichte erfahren?«

»Durch Matharel, Euphemia's Verfolger, welcher, ehe er Nantes verließ, um sich mit Susanne, der Tänzerin, nach Paris zu begeben, den Baron von Kerouet ermorden gewollt hatte. Nach vielen andern Abenteuern ward er zuletzt Mitglied der Bande der Würger.«

»Ich fahre nun in meiner eigenen Geschichte fort. Die Ereignisse, die ich Ihnen so eben mitgetheilt, sind sicherlich nicht uninteressant, die aber, welche mir noch zu erzählen übrig bleiben, sind weit seltsamer.

»Wie ich Ihnen gesagt, erhielt Ihr Onkel, der Baron von Kerouet, einige Tage vor Ankunft dieser Briefe von dem Ministerium Befehl, sich sofort zu seinem Regiment zu begeben, welches nach Indien bestimmt war, wo wir damals mit den Engländern Krieg führten.

»Nach der Abreise des Barons, als die letzte Person

des so verwickelten Dramas, welches sich vor meinen Augen abgespielt, verschwunden war und ich mich wieder allein in dem friedlichen Zimmer sah, wo ich mich früher mit solchem Hochgenuß der Arbeit und dem Studium gewidmet, fühlte ich eine unermeßliche Leere um mich her. Das Bild Susannens, der Tänzerin, war meinem Geiste stets gegenwärtig. In dem Schweigen der Nacht glaubte ich ihre so melodische Stimme zu hören und es war mir als wäre auf meiner Hand etwas von dem sanften Drucke ihrer reizenden Finger zurückgeblieben. Sogar jener seltsame, kalte und spöttische Ausdruck, den ich bei unserer einzigen Unterredung eine Secunde lang in ihrem Blick wahrgenommen, hatte eine seltsam wollüstige Erinnerung in mir zurückgelassen.

»Vergebens sagte ich mir, daß diese Frau weiter nichts sei als eine Courtisane ohne Herz und ohne Liebe, daß sie keine andere Leidenschaft kenne als die des Goldes und der Intrigue, daß sie eine der Ursachen des Unglücks jener interessanten Euphemia gewesen, deren so rührender Brief in meinen Händen zurückgeblieben war, eben so wie die Mitschuldige jenes Elenden, durch welche Madame Desescameaux ins Unglück gestürzt worden. Vergebens erinnerte ich mich daran, daß ich sie im Augenblick ihrer Abreise nach Paris an der Seite jenes Matharel und im vertraulichen Gespräch mit ihm gesehen. Trotz all' diesem empfand ich für sie eine verzehrende, berauschende Liebe, wenn man nämlich die ersten Aufwallungen eines Herzens, welches noch nichts vom Leben weiß, Liebe nennen kann.

»Und wer weiß, ob ich Susannen nicht gerade wegen der Umstände liebte, welche mich hätten von ihr entfernen und sie mir verhaßt machen sollen. — »Mein junger

Freund,« fuhr Savarus fort, »es ist traurig, es sagen zu müssen, aber es liegen in uns Triebe, welche vielleicht noch älter sind als die Begriffe von Recht und Unrecht und der menschlichen Natur durchaus nicht zur Ehre gereichen. Unter diesen Naturtrieben, welche nach meiner Meinung eines der ernstesten Argumente sind, welche man für die Lehre vom Sündenfall geltend machen kann, nimmt der, welchen ich den Geist der Bosheit nennen möchte, den ersten Rang ein. Das Böse hat einen gewissen Reiz, den die Tugend nicht hat; das Böse hat oft eine Gestalt, die uns blendet und hinreißt. Wo wäre der Mensch und ich spreche hier selbst vom tugendhaftesten — der nicht irgend eine schlechte That gegen sich selbst oder gegen seinen Nächsten begangen, während er wohl wußte, was er that, während er einsah, daß er einen großen Fehler beging und sich selbst sagte, daß es ihm leichter sein würde, ihn zu meiden, als sich ihm hinzugeben, und der dennoch mit einer gewissen wilden Freude und von dem Geist der Bosheit unterjocht, diesem Triebe gefolgt ist.

»Alles, was mir bis jetzt Zufriedenheit und Genuß gewährt, ward mir gleichgiltig, anfangs fad, dann widerwärtig. Ich fand keinen Geschmack mehr an meinen Büchern, an meiner sonst so lieben Arbeit. Ich versäumte die Vorlesungen, ich brachte ganze Tage damit zu, daß ich in Kälte und Schnee im Freien umherlief, oder am Feuer meines Camins saß und meinen Träumen nachhing. Die Tänzerin wieder zu sehen, war mein einziger, mein fortwährender Gedanke und ich fühlte, wie diese Sehnsucht mich verzehrte.

Es dauerte nicht lange, so gewann das Uebel, welches an mir nagte, einen solchen Umfang, daß ich mich fragte, ob

nicht mein Verstand gelitten habe. »Bin ich von Sinnen!« rief ich eines Tages, mich mit Gewalt aus meiner fixen Idee aufrüttelnd. Es war das letzte Aufblitzen meiner Vernunft.

»Ich weiß nicht mehr, welchen Vorwand ich benutzte, um an meine Mutter zu schreiben und von ihr eine Summe Geldes zu verlangen, die größer war als die, welche sie mir alle sechs Monate durch einen Geschäftsfreund zur Bestreitung der Kosten für meine Studien und meinen Lebensunterhalt auszahlen ließ. Diese Summe war mir zugegangen und ich vermehrte sie noch, indem ich alle meine Bücher verkaufte, und eines schönen Morgens im Monat Februar, am 17., fuhr ich mit der Diligence nach Paris.«

»War ich auch nur sicher, Susannen in dieser großen Stadt wiederzufinden? Und wenn es mir gelang, sie wiederzusehen, erinnerte sie sich dann wohl noch meiner? Und welchen Empfang hatte ich von ihr zu erwarten?

»Nach all' diesem aber fragte ich nicht. Ich fühlte mich von unermeßlichem Vertrauen auf meinen Stern erfüllt und als die Diligence die Festungswerke hinter sich hatte und auf der großen Heerstraße weiterrollte, als ich vor mir jenen Horizont sich entrollen sah, jenseits dessen die wunderbare Hauptstadt, der Gegenstand meiner Träume lag, da fühlte ich mich stark genug, die ganze Welt zu erobern.

»Ich will nicht bei den Einzelheiten meiner Ankunft in Paris oder bei den zahlreichen Schritten verweilen, die ich that, um Auskunft über die Tänzerin zu erhalten. Ebenso schweige ich von meinen ärgerlichen Erfahrungen, von meinen getäuschten Erwartungen. Es genüge Ihnen zu wissen, daß meine Anstrengungen endlich doch noch durch

vollständigen Erfolg gekrönt wurden. Noch waren nicht zwei Monate vergangen, als ich eines Abends die Dame, die ich liebte, mit Diamanten und Spitzen bedeckt in einer Loge der königlichen Akademie der Musik erblickte.

»Susanne war nicht mehr Tänzerin, sondern trug als Schützlingin eines reichen Finanzmannes einen insolenten Luxus zur Schau.

»Wer hätte jetzt noch in mir den schüchternen, verlegenen Studenten erkannt, welcher in Gegenwart einer Dame erröthete und die Fassung verlor? Ich war nicht mehr derselbe Mensch, die Leidenschaft hatte mich umgestaltet, und ich besaß die ganze Dreistigkeit und Energie, welche eine fixe Idee verleiht, der man sich einmal hingegeben.

»Ich begab mich nach dem kleinen Hause, welches die ehemalige Tänzerin bewohnte. Sie erkannte mich sofort und benahm mir schnell alle Befangenheit.

»Susanne war weder besser noch schlechter als andere Damen ihres Gleichen. Sie lachte sehr über die Liebeserklärung, die ich ihr ohne Weiters machte, schien gerührt über mein Wagstück, denn ich war ja kaum zwanzig Jahre alt und hatte ein ziemlich hübsches Aeußeres und sie empfand gerade jetzt an der Seite ihres alten Mondor große Langweile.

»Kurz, kaum waren einige Wochen vergangen, so war ich auch schon der glückliche Besitzer ihrer Reize und die Sirene schleuderte mich in eine Gesellschaft junger Thoren und Thörinnen, unter welchen ich das bischen Verstand, welches mir bis dahin noch geblieben, vollends verlor. Wer mich damals gesehen hätte, würde nicht geahnt haben, was ich noch wenige Monate vorher gewesen, das heißt, ein ern-

ster, gesetzter Student, ein Benedictiner, wie meine Commilitonen mich nannten. Soupers, feine Gesellschaften, Spiel und Liebe waren meine einzigen Beschäftigungen geworden. Ich schien für diese Existenz der Ausschweifung und Sittenverderbtheit geboren zu sein und die ehemalige Tänzerin erklärte mich für den vollendetsten aller Männer.

»Meine Mutter, zu deren Börse ich mehrmals Zuflucht nehmen gewußt, um meine Thorheiten weiter fortsetzen zu können, hörte mittlerweile nicht auf mir zu schreiben und mir die rührendsten Rathschläge zu geben. Die arme Frau hatte keine Ahnung von dem Leben, welches ich in dieser Hölle führte. Sie glaubte, ich setzte in Paris meine Studien fort und brachte meine fortwährenden Bitten um Geld auf Rechnung eines kleinen Grades von Nachlässigkeit und Unordnung. Als der Schleier zerriß und sie die Wahrheit kennen lernte, ward ihr dadurch ein tödtlicher Schmerz bereitet. Dieses Ereigniß geschah folgendermaßen:

»Ueber Matharel hatte ich gegen die ehemalige Tänzerin nie ein Wort gesprochen. Ich konnte nicht bezweifeln, daß dieser Elende mein Vorgänger in ihrer Gunst gewesen und so oft ich an diesen Menschen dachte, brannte mir die Eifersucht im Herzen. Ich haßte ihn zweifach — erstens, weil ich seine Schlechtigkeit kannte und zweitens wegen Susannen. Was war aus ihm geworden? Sei es nun, daß Susanne meinen Widerwillen errathen hatte, sei es, daß die Erinnerung an Matharel ihr gleichgiltig war, kurz, sie nannte seinen Namen ebenfalls nicht.

»Eines Tages aber kam er plötzlich wieder zum Vorschein und kramte bei der ehemaligen Tänzerin wieder seine frechen Albernheiten aus. Meine Gegenwart schien ihn sehr

zu geniren. Er, für seine Person, war nicht eifersüchtig, wohl aber war er einer von jenen Männern, die gern auf Kosten einer Frau leben. Vollständig ruinirt, nachdem er sein Erbtheil verzehrt, von einem sehr reichen Onkel, auf den er noch gehofft, enterbt, gedachte er noch ohne Zweifel das Uebergewicht, welches er früher auf Susannen ausgeübt, zu mißbrauchen und ich erfuhr, daß er wenige Tage nach seinem Wiedererscheinen förmlich von ihr verlangt hatte, mit mir zu brechen und mir den Abschied zu geben.

»Susanne erklärte, sie werde dies nicht thun, und eines Abends, nach einem Souper, wo die Köpfe sich erhitzt hatten, erlaubte Matharel sich in Bezug auf mich einige impertinente Anspielungen. Ich stürzte mich sogleich auf ihn und würde ihn erwürgt haben, wenn man uns nicht auseinandergerissen hätte. Er war eben so feig als verworfen und ich sah mich, um mich mit ihm zu schlagen, genöthigt, ihn förmlich auf den Kampfplatz zu schleppen, wo ich ihm einen guten Degenstoß versetzte.

»Sie sehen, daß ich mich seit meinem Weggange von Nantes recht hübsch entwickelt hatte.

»Matharel rächte sich, indem er an meine Mutter schrieb, die, wie Sie wissen, in Rennes wohnte. Er brauchte ihr blos einfach die Lebensweise zu erzählen, die ich führte, um ihr mütterliches Herz mit Verzweiflung zu erfüllen, aber er wußte es möglich zu machen, die Wirklichkeit noch zu übertreiben und mich selbst in der Ausschweifung, der ich huldigte, zu verleumden. Er schob nämlich seine eigene Schande mir unter.

»Meine Mutter, deren Gesundheit durch den Kummer, den sie mir immer mit der größten Sorgfalt verschwiegen,

schon seit langer Zeit untergraben worden, erkrankte gefährlich und hatte kaum Zeit, mir die wenigen Worte zu schreiben:

»Mein Sohn, wenn Du mir ein letztes Lebewohl sagen willst, so beeile Dich. In meiner Jugend grausam geprüft, hoffte ich, daß am Abend meines Lebens die Hand Gottes minder schwer auf mir ruhen und mir Dich, die Frucht meiner ersten Schmerzen, zum Trost schenken würde. Gott hat es aber nicht gewollt. Ich weiß Alles, mein armer Sohn. Ich kenne dein beklagenswerthes Leben in Paris in allen seinen Einzelheiten. Komme jedoch ohne Furcht. Auf ihrem Schmerzenslager wird deine Mutter für Dich nur Worte der Verzeihung haben. Uebrigens schwebt über deiner Wiege ein Geheimniß, welches ich Dir schon früher hätte anvertrauen sollen und welches ich nicht mit ins Grab nehmen darf.«

»Dieser Brief erweckte mich aus meinem Taumel.

»Ich warf einen Blick um mich; ich erinnerte mich meiner Kindheit, der Zärtlichkeit meiner Mutter, der guten Rathschläge, die sie mir gegeben, und ich fluchte weinend meinem wahnsinnigen Lebenswandel.

»Mein Entschluß war schnell gefaßt. Noch an demselben Tage, wo ich diesen Brief erhielt, machte ich mich, ohne weder meine Freunde, noch die Genossen meiner Ausschweifungen, noch Susanne zu sehen oder zu benachrichtigen, auf den Weg nach Rennes. Ich zitterte, daß ich zu spät ankommen und zur furchtbaren Strafe meiner Vergehungen des Segens einer sterbenden Mutter beraubt werden könnte.

»Die Reise ward mir unendlich lang, doch erreichte ich endlich das Ziel derselben.

»Meine Mutter hatte ihren Zustand nicht übertrieben. Ich fand sie beinahe ganz kraftlos und nur noch durch die Macht ihres Willens aufrecht erhalten. Sie wollte mich noch einmal sehen, ehe sie ihren letzten Seufzer aushauchte. Von dem Augenblicke an, wo ich bei ihr anlangte, machte die Krankheit furchtbar reißende Fortschritte und es dauerte nicht lange, so war alle Hoffnung auf Rettung vorüber. Ich saß an ihrem Bett, hielt ihre Hand in der meinigen und hörte auf ihren keuchenden Athemzug.

»Mein Sohn,« sagte sie, »der Augenblick ist da, wo ich Dir das Geheimniß anvertrauen muß, von welchem ich in meinem Briefe sprach. Ich fürchtete vor deiner Ankunft zu sterben und in dieser traurigen Erwartung hatte ich für Dich neben den letzten Rathschlägen, die ich deiner Jugend und deiner Unerfahrenheit schuldig bin, die nöthigen Andeutungen zurückgelassen, um Dich in den Stand zu setzen, Nachforschungen vorzunehmen, welche dein Interesse und deine Ehre Dir gebieten.«

»Als ich sie überrascht ansah, denn ich begriff nicht, von welchen Nachforschungen sie sprechen wollte, setzte sie hinzu:

»Der Name, den Du trägst, ist nicht der deines Vaters, sondern der meinige. Dein Vater war ein Sicilianer und hieß Joachim Savonarola.«

»Sie wollte weiter sprechen, als sie von einer großen Schwäche ergriffen ward.

»Es wird,« sagte sie so leise, daß ich mein Ohr dicht an ihre Lippen halten mußte, »am besten sein, wenn Du liesest, was ich für Dich aufgeschrieben habe. Du wirst diese Papiere in diesem Secretär finden. Nimm sie heraus und

bleibe hier bei mir. Ich habe noch so wenig Zeit, deine Nähe zu genießen, daß ich mich auch nicht einen einzigen Augenblick von Dir trennen will.«

Eilftes Capitel.

Der Sicilianer.

Savarus wählte, als er an diesem Punkt seiner Erzählung angelangt war, wieder einige Papiere aus der Zahl derer, welche sich in dem Kästchen von Ebenholz befanden, und fuhr, nachdem er sie rasch mit dem Blick durchflogen, folgendermaßen fort:

»Ich will Ihnen nicht vorlesen, was meine Mutter in der Befürchtung, daß sie vielleicht vor meiner Ankunft in Rennes sterben würde, niedergeschrieben, sondern Ihnen den Inhalt dieser Papiere in kurzen Worten mittheilen.

»Meine Mutter stammte aus einer schlichten Kaufmannsfamilie in Paris. Da sie frühzeitig Waise ward, so brachte einer ihrer väterlichen Oheime, der ihr Vormund war, sie als Pensionärin in das Augustinerkloster, welches als Erziehungsschule durch Jean François de Gondi, ersten Erzbischof in Paris, gegründet worden.«

»In diesem Hause erhielt sie eine gleichzeitig glänzende und gründliche Ausbildung, und als sie alt genug war, um über ihren fernern Lebensweg zu entscheiden, ließ, da sie an

dem Klosterleben keinen Geschmack fand, ihr Onkel sie ihrem zeitherigen Asyl Lebewohl sagen und nahm sie zu sich.

»Ihr väterliches Erbtheil war durch die Kosten ihrer Erziehung beinahe gänzlich daraufgegangen. Ihr Onkel wollte sie verheiraten, aber da sie kein Vermögen hatte, so war die Zahl der Bewerber nur gering, und die, welche wirklich sich ihr näherten, sagten ihr nicht zu, denn sie besaß in Folge ihrer Erziehung einen gewissen Seelenstolz, ein vielleicht ein wenig übertriebenes Gefühl ihrer Würde und einen ausgebildeten Geschmack, welcher ihr gegen eine allzu gemeine Verbindung Widerwillen einflößte; lieber wollte sie unvermält bleiben, als einen Mann ihres Standes heiraten, wenn er nicht von gleichen Neigungen beseelt wäre wie sie selbst.

»Mittlerweile kam ihr Onkel in Beziehung zu einer reichen ausländischen Familie, welche eine Gouvernante für ihre Kinder suchte. Er sprach darüber mit seiner Mündel und nicht lange darauf verließ sie mit dieser Familie Paris, um sich nach Sicilien zu begeben.

»Meine Mutter zählte damals achtzehn Jahre. Zu den Vorzügen ihres Geistes gesellten sich die ihrer äußeren Erscheinung. Die junge Französin feierte in Palermo große Erfolge. Die Familie des Marquis Savonarola, in deren Dienste sie stand, gehörte in Folge wichtiger Aemter, die sie bekleidete, zum Hofe des Vicekönigs. Man lebte in diesem Hause auf großem Fuße, man empfing hier die beste Gesellschaft, man gab große Feste; meine Mutter hatte Gelegenheit, sich auch auf vortheilhafte Weise geltend zu machen, und es dauerte nicht lange, so ward sie gesucht und ausgezeichnet.

»Unter Denen, welche nach dem Glück trachteten ihr zu gefallen, bemerkte sie nur den ältesten Sohn des Marquis Joachim Savonarola, dessen feuriges, enthusiastisches und interessantes Gemüth einen lebhaften Eindruck auf ihre Phantasie machte.

»Es entstand zwischen ihnen eine süße Vertraulichkeit, welche sehr bald in eine wahrhafte Leidenschaft überging. In jenen von der Sonne geliebten südlichen Ländern wohnt in Blut und Herzen ein Feuer, welches Ihnen erklären wird, wozu dieses Verhältniß führte.

»Da der alte Marquis auf seinen Reichthum und seine Abkunft sehr stolz war, so war nicht daran zu denken, daß er seine Einwilligung zur Vermälung seines ältesten Sohnes, des Erben seines Stammes, mit einer armen Waise, der Tochter eines schlichten Kaufmanns, die, um die Mittel zu ihrem Lebensunterhalt zu erwerben, die bescheidene Function einer Gouvernante versah, geben würde. Die Liebe achtete jedoch nicht auf diese Hindernisse, welche in Frankreich unübersteiglich erscheinen würden.

»In Italien steht es damit anders. Die Sitten, ja selbst die Religion haben die Lösung solcher Verlegenheiten vorhergesehen. In diesem Lande ist es eben so leicht, sich zu vermälen, eine legitime, unauflösliche Ehe zu schließen und alle rechtmäßige Habe mitzunehmen, wie anderwärts ein junges Mädchen ihren Eltern zu entführen und zu entehren. Zwei Personen erscheinen ohne weitere vorherige Anmeldung bei einem Priester und sagen: »Ich nehme diese da zur Frau« — »ich nehme diesen da zum Mann« und das Sacrament ist vollzogen. Der Priester ist dann verpflichtet, ihnen sofort den Segen der Kirche zu ertheilen. Auf diese

Weise hat man Liebende mitten in der Nacht sich unter die Fenster eines Pfarrhauses begeben und laut an die Thür pochen sehen; wenn dann der Diener Gottes aus dem Schlafe aufgeschreckt sich ohne Mißtrauen ihnen zeigte, sprachen sie sofort und ehe er Zeit hatte es ihnen zu wehren, die geheiligten, bindenden Worte und die Ehe war giltig.

»Der Sohn des Marquis Savonarola jedoch ging hierbei mit mehr Förmlichkeit, Ueberlegung und ich möchte sogar sagen Convenienz zu Werke. Ein alter Priester, der ihn früher unterrichtet und bei einer Capelle in Montreale, einer kleinen einige Meilen von Palermo entfernten Stadt angestellt war, verstand sich dazu, ihnen seine Mitwirkung zu leihen, und eines Nachts wechselten Joachim und Mademoiselle Montel, auf den Steinplatten der Capelle knieend, den geweihten Ring.

»Joachim hatte ihr geschworen, daß er, sobald er das gesetzliche Alter der Mündigkeit erreicht hätte, seine Vermälung öffentlich bekannt machen werde. Auf alle Fälle war der Marquis hoch bejahrt und kränklich, und obschon ihre Gedanken nicht einen Augenblick lang auf die Eventualität eines schmerzlichen Ereignisses gerichtet waren, so mußte der Tod des alten Mannes doch aller Wahrscheinlichkeit nach in höchstens einigen Jahren ihnen den Genuß ihrer Freiheit gestatten.

»Ich bin die Frucht dieses Bündnisses, welches so verderbliche Folgen haben sollte.

»Joachims Vater ging schon seit langer Zeit mit Heiratsprojecten für seinen Sohn um. Er bestimmte ihm die Hand der Tochter eines seiner Freunde, des Grafen Cipri, und Joachim hatte einen Monat vor Ankunft meiner Mutter

in Palermo sich in aller Form verbindlich gemacht, den Wünschen seines Vaters nachzukommen. Die Bewerbung war sogar in officieller Weise bei dem Grafen Cipri angebracht worden, welcher nur noch warten wollte, bis seine Tochter ihr sechzehntes Jahr erfüllt hätte.

»Der Augenblick kam, wo mein Vater sich rund und rein heraus erklären sollte. An demselben Tage, wo der Marquis ihm ankündigte, daß er mit ihm nach Messina, wo sein künftiger Schwiegervater wohnte, reisen würde, hatte er von meiner Mutter eine Mittheilung empfangen, die ihn gleichzeitig mit Freude und Bestürzung erfüllte — meine Mutter war schwanger.

»Joachim hätte eigentlich nur eine Wahl gehabt, nämlich seine heimliche Vermälung laut zu erklären; es fehlte ihm aber an Energie und Entschlossenheit und er glaubte, wenn er Zeit gewänne, so wäre Alles gerettet. Er besprach sich mit meiner Mutter, die er, wie sich hinterher ergab, durch eine Lüge getäuscht, und meine Mutter nahm unter dem Vorwande, daß sie Briefe aus Paris erhalten, welche ihre sofortige Zurückkehr zu ihrem Vormund nöthig machten, Urlaub, und that, als ob sie zu Schiffe nach Frankreich ginge.

»In der That aber begab sie sich nach Palma an der Küste von Calabrien, wo ihr Gatte sie an die Gattin eines seiner Freunde empfahl, den er in einem Briefe von den Banden, die ihn an meine Mutter fesselten, und von dem Zustande, in welchem sie sich befand, unterrichtete.

»Meine Mutter langte glücklich in Palma an und ward von der Dame, an die sie empfohlen war, auf die herzlichste Weise empfangen. Es vergingen einige Monate, ihr

Gatte schrieb ihr sehr oft und machte ihr fortwährend Hoffnung auf sehr baldiges Wiedersehen.

»Plötzlich wurden seine Briefe seltener. Zwang und Verlegenheit gaben sich darin ganz unverkennbar kund, dann blieben sie plötzlich ganz aus, und meine Mutter stand trotz ihrer vorgerückten Schwangerschaft im Begriff wieder nach Palermo zurückzureisen, als ihr plötzlich über das unerklärte Schweigen ihres Gatten ein Licht aufging. Das, was seit ihrer Abreise aus Sicilien geschehen, war Folgendes:

»Joachim Savonarola hatte eben nur hinreichend Energie besessen, um seinem Vater bestimmt zu erklären, daß er die Tochter des Grafen Cipri nicht heiraten wolle, dabei aber hatte er nicht gewagt zu gestehen, daß er bereits vermält sei. Dieser förmlichen, bestimmten und hartnäckigen Weigerung gegenüber mußte der alte Marquis, ohne einen andern Grund als Joachims Eigensinn anführen zu können, die Bewerbung, die er bei dem Grafen angebracht, wieder zurückziehen und dieser, der nun sein Todfeind ward, schwur, sich für diese ihm angethane Schmach zu rächen.

»Sicilien war zu jener Zeit der Schauplatz politischer Intriguen und Verschwörungen. Durch Eroberung war es dem Kaiser von Oesterreich entrissen worden und in die Hände der Spanier gefallen. Am 30. Juni 1735 hatte Don Carlos seinen feierlichen Einzug in Palermo gehalten; unter dem Adel aber waren eine gewisse Anzahl hochstehender Personen den Kaiserlichen heimlich treugeblieben und verschworen sich zu einer Empörung gegen die neuen Herren.

»An ihrer Spitze standen der Marquis Savonarola und sein Sohn Joachim. Der Graf Cipri hatte sich ebenfalls an dem Complott betheiligt, dessen Verzweigungen sich nach

Messina, nach Syrakus, nach Trapani und den anderen Hauptpunkten der Insel erstreckten.

»Um sich für den ihm zugefügten Schimpf zu rächen, glaubte Graf Cipri nichts Besseres thun zu können, als wenn er das Geheimniß und die Liste der Verschworenen an Don Carlos verriethe. Der Marquis Savonarola und sein Sohn wurden demgemäß festgenommen und in Ketten geschlagen. Alle ihre Besitzungen wurden confiscirt und ihr Prozeß eingeleitet. Die Inquisition mischte sich ebenfalls mit hinein und erhob, abermals auf die Denunciation des Grafen hin, eine Anklage auf Ketzerei gegen die Savonarola, — eine Anklage, die sich auf einige in ihrem Besitz gefundene Schriften und auf einige in vertrauten Kreisen gethane Aeußerungen gründete.

»Die Unglücklichen wurden allen Martern der spanischen und der Inquisitionsjustiz unterworfen. Der schon kranke und schwache alte Marquis erlag der Folter, die man in ihrer ganzen Strenge gegen ihn in Anwendung brachte, und ward todt in seinem Kerker gefunden.

»Was meinen Vater betraf, so zeigte er, wie es scheint, große Standhaftigkeit. Er ward zum Tode verurtheilt und meine Mutter erfuhr durch einen Mitverschwornen, dem es gelungen war die Flucht zu ergreifen, daß er mit zwei oder drei anderen seiner Mitschuldigen im Gefängniß erdrosselt worden.

»Einige Wochen,« fuhr der Doctor Savarus fort, »nachdem meine Mutter diese entsetzliche Nachricht erhalten, gebar sie mich zur Welt und Sie sehen, daß ich das Licht derselben unter ziemlich traurigen Auspicien erblickte, welche durch die späteren Ereignisse auch nicht Lügen gestraft wurden.

»An eine Rückkehr nach Sicilien durfte meine Mutter nicht denken, denn was hätte sie dort machen sollen? In Frankreich hatte sie noch einen Verwandten, ihren Vormund. Sie schrieb ihm, meldete ihm mit allen näheren Umständen ihre Lage, ihre heimliche Vermälung, das tragische Ende ihres Gatten und bat ihn um seinen Beistand, nicht für sich, sondern für ihr Kind, für mich.

»Herr Montel war so eben in Rennes zu dem Amte eines Gerichtstaxators ernannt worden und er lud meine Mutter ein, sofort zu ihm zu kommen, was sie auch, sobald sie seinen Brief erhalten, nicht verfehlte zu thun. Er besaß ein ziemlich hübsches Vermögen und war unvermält. Er lernte seinen kleinen Neffen sehr lieb gewinnen und da der Name Montel außer ihm weiter keinen männlichen Repräsentanten hatte, so bat er meine Mutter inständig, mir diesen Namen zu geben.«

»Der Name Savonarola,« sagte er zu ihr, »erweckt nur die traurigsten Erinnerungen in Dir. Nimm auch Du selbst wieder den Namen deiner Familie an, deren einzige Erbin Du ohnehin nach meinem Tode bist.«

»Meine Mutter fügte sich diesem Wunsch und war in Rennes niemals anders als unter dem Namen Madame Montel bekannt.

»Mittlerweile und gerade zu der Zeit, wo ich die Universität Nantes verließ, um in Paris die Spur der schönen Susanne aufzusuchen, hatte meine Mutter, die noch immer freundschaftliche Beziehungen zu der Dame in Palma unterhalten, bei welcher sie einige Monate lang Zuflucht gefunden, von dieser eine Nachricht empfangen, die nicht ohne Interesse war. Auf das Verlangen weitläufiger Verwand-

ten des Marquis Savonarola war nämlich der Prozeß, in welchem mein Vater das Leben verloren, einer Art Revision unterworfen worden. Der erste Minister des unter dem Namen Carl III., König von Neapel und Sicilien gewordenen Don Carlos, Tannucci, hatte, weil er die Gemüther vollends beruhigen und sich die alten Parteien geneigt machen wollte, die Restitution der früher confiscirten Güter meines Vaters anbefohlen.

»Es war sogar die Rede von einem Sohn Joachims Savonarola, der in Palermo einen Theil dieser Güter reclamirte, und da es sich nicht um mich handeln konnte, weil ich Frankreich niemals verlassen, so war meine Mutter in großer Verlegenheit und wußte nicht, wie sie sich diesen letzten Theil der ihr gemeldeten Nachricht erklären sollte.

»Als ich unter den eigenen Augen meiner Mutter die Lectüre der von ihr für mich verfaßten Niederschrift, deren Inhalt ich hier in der Kürze mitgetheilt, beendet hatte, sagte sie zu mir:

»Du trägst schon den Vornamen deines Vaters, welcher eben so wie Du Joachim hieß; Du wirst fortan auch den Dir zukommenden Familiennamen annehmen. Ich besitze alle Beweise, durch welche die Rechtmäßigkeit und Giltigkeit meiner Vermälung mit deinem Vater festgestellt wird. Ich fühle, daß ich nicht lange mehr zu leben habe. Ich will, daß Du Dich gleich nach meinem Tod nach Sicilien begibst und dort die Erbschaft deines Vaters, worauf Du ein sicheres Recht hast, in Anspruch nimmst. Ich begreife nicht, was man mir von einem angeblichen Sohne Joachims geschrieben hat, welcher, wie man sagt, sich dieser Güter zu bemächtigen sucht. Um der Ehre des Andenkens deines

Vaters willen mußt Du einen Betrug vereiteln, der auf das Unglück speculirt, welches uns betroffen. Uebrigens wird diese Reise Dir sehr heilsam sein. Du besitzest wie dein Vater einen verzehrenden Trieb zur Thätigkeit und einen kühnen, muthigen Geist, aber es fehlt Dir, eben so wie ihm, an jener Festigkeit, ohne welche der Mensch das fortwährende und elende Spielwerk der Umstände ist. In der Aufgabe, welche diese Angelegenheit Dir stellt, wirst Du für den Augenblick eine nützliche Verwendung für deine Zeit und deine Fähigkeiten finden, und,« setzte sie ein wenig leiser hinzu, »Du wirst dadurch auch den verderblichen Verhältnissen entrissen, zu welchen Du in Paris verleitet worden bist.«

»Ich versprach meiner Mutter, ihr zu gehorchen, indem ich zugleich die Hoffnung aussprach, daß sie vielleicht mich selbst auf dieser langen Reise begleiten könne. Die arme Frau schüttelte den Kopf und umarmte mich weinend. Sie fühlte den Tod herannahen und machte sich über den Ausgang ihrer Krankheit keine Täuschung.

»Sie übergab mir alle Papiere, von welchen sie mir gesagt — den Auszug aus dem Kirchenbuche der Benedictinercapelle in Montreale, wo ihre Vermälung vollzogen worden, eine Art Civilcontract oder Versprechen, von meinem Vater geschrieben, und sämmtliche Briefe, die er ihr nach Palma geschickt. Sie fügte noch hinzu, das Zeugniß meiner Taufe, welche in der Kirche der Stadt Palma, wo ich geboren, erfolgt war.

»Wenige Tage nachher hatte ich den Schmerz, meine Mutter zu verlieren. Ich bedurfte einige Wochen, um meine Angelegenheiten zu ordnen und um der theuren Verstorbenen ein bescheidenes Grabmal errichten zu lassen. Dann,

nachdem ich zu einer Reise von mehreren Monaten die erforderliche Geldsumme realisirt und mich mit meinen Papieren versehen, reiste ich nach Marseille ab, wo ich mich an Bord einer neapolitanischen Felucke begab, die im Begriff stand unter Segel nach Messina zu gehen.

»Den Namen meines Vaters hatte ich noch nicht angenommen. Während der Ueberfahrt und nachdem ich von dem Capitän der Felucke erfahren, daß er Sicilianer war, fragte ich ihn geschickt über die Ereignisse aus, die in dem Vaterlande meines Vaters stattgefunden; ebenso wie über das, was von der väterlichen Regierung des Ministers Tannucci gesprochen würde, und endlich über die in Bezug auf die Familien der früheren politisch Verurtheilten getroffenen Entschädigungsmaßregeln.

»Der Capitän hatte von meiner Familie und dem Unglück, von welchem sie heimgesucht worden, sprechen gehört, und sagte mir, daß in der That, als er vor sechs Monaten mit seinem Schiffe in dem Hafen von Palermo gelegen, die Rede von Zurückerstattung der confiscirten Güter gewesen sei.

»Es trifft sich dies um so glücklicher,« setzte er hinzu, »als, wie ich höre, der Sohn des alten Marquis Savonarola ein Kind hinterlassen hat.«

»Wie?« rief ich, »das wissen Sie? Sie wissen, daß in Frankreich ein Kind von Joachim Savonarola lebt, welches während seiner Gefangenschaft geboren worden?«

»In Frankreich?« entgegnete der Capitän mit dem Ausdruck des Erstaunens; »nein, Signor, nicht in Frankreich, sondern in Sicilien. Die Seitenverwandten des Vaters bestreiten die Rechtmäßigkeit seiner Geburt und man

sagte, es werde hierüber zu einem interessanten Prozeß kommen.«

»Da der Capitän nichts Näheres zu wissen schien und ich, vor meiner Abreise von Marseille vor der neapolitanischen Polizei, der mißtrauischsten und lächerlichsten von der Welt, gewarnt, Argwohn zu erwecken und mich irgend einem mißlichen Abenteuer auszusetzen fürchtete, wenn ich zu viel spräche, so befragte ich ihn nicht weiter. Dagegen begann ich mit der größten Aufmerksamkeit die von meiner Mutter bewirkte Niederschrift nochmals durchzulesen, um zu sehen, ob ich darin nicht irgend etwas fände, was mir einigen Aufschluß über die eigenthümliche Verwickelung gäbe, die mich am Ende meiner Reise erwartete — einen unbekannten Bruder, der mir das väterliche Erbe streitig machte.

»Ich entdeckte aber weiter nichts, als was ich Ihnen schon gesagt habe.

»Unsere Ueberfahrt dauerte beinahe drei Wochen, denn wir hatten fast jeden Tag einen der heftigsten Stürme, die im mittelländischen Meere so häufig vorkommen. Endlich am neunzehnten Tage Abends liefen wir in dem Hafen von Messina ein.

»Obschon die Reise mich sehr ermüdet hatte, so machte ich mich doch schon den nächstfolgenden Tag auf den Weg nach Palermo und zwar zu Lande in einem »Calessino«, den ich mit sammt dem Führer miethete. Wir fuhren die ganze Küste entlang und passirten Potti, San Marco, Carana, Cefala und Termini.

»Gleich bei meiner Ankunft in Palermo war meine erste Sorge, mich nach Montreale zu begeben, und den gu-

ten Priester, welcher das Ehebündniß meiner Mutter eingesegnet, zu Rathe zu ziehen.

»Es war ein Greis von beinahe achtzig Jahren. Er hatte meinen Vater, dessen Lehrer er, wie ich bereits bemerkt, gewesen, sehr geliebt und vergoß Thränen der Rührung, als ich ihm sagte, wer ich wäre.

»Pater Ambrosio — so hieß der alte Priester in Montreale — bestätigte Alles, was meine Mutter mir gesagt, und billigte vollkommen meine Absicht, die Reclamation der Güter der Savonarola zu verfolgen, welche bedeutend waren und aus großen Landgütern bestanden, die auf der Insel selbst, bei Messina und auf dem Festlande in der Umgegend von Neapel lagen; aber er bestätigte auch, was meine Mutter in ziemlich unklarer Weise vernommen und was der Schiffscapitän wiederholt, nämlich daß ich mich einem Concurrenten, einem Bruder gegenüber befinden würde, welcher ebenfalls Ansprüche auf diese Erbschaft mache.

»Ich spendete Ihrem unglücklichen Vater in seinen letzten Augenblicken die Tröstungen der Religion,« sagte mir der Priester. »Nach dem Richterspruch, welcher ihn zum Tode verurtheilte, empfing ich seine Beichte und mit dem Bekenntniß seiner Fehltritte vertraute er mir die Ausführung seines letzten Willens. Auf diese Weise offenbarte er mir, daß er vor seiner Vermälung mit Mademoiselle Montel einen Sohn von einer jungen Bäuerin gehabt, welche auf einem der Familiengüter gewohnt, und übergab mir sodann eine Art Testament, in welchem er, nachdem er dieses Kind als das seinige anerkannt, demselben den vierten Theil seines Vermögens vermachte, während das Uebrige dem Kinde gehören sollte, welches seine rechtmäßige Gattin zur

Welt gebären würde. Im Falle eines von beiden stürbe, sollte das überlebende Alles besitzen. Unglücklicherweise,« setzte der Priester hinzu, »konnte ich von dem Inquisitionstribunal nicht einmal die einfache Mittheilung der bei Ihrem Vater weggenommenen Papiere erlangen, aus welchen ich, wie er mir gesagt, den Ort ersehen sollte, wohin seine Gattin sich geflüchtet, und niemals erlangte ich Nachricht über die Unglückliche, welche ich eines Nachts in meiner Capelle mit dem edlen Sohn des Hauses Savonarola vermält. Jener natürliche Sohn, von welchem ich Ihnen so eben erzählt, ist fest überzeugt, daß er wirklich der alleinige Erbe sei, und er thut in diesem Augenblick die letzten Schritte, welche nothwendig sind, um die von dem König Carl restituirten Güter ausgeantwortet zu erhalten. Sie haben daher keinen Augenblick zu verlieren, wenn Sie Ihre unbestrittenen Rechte geltend machen wollen.«

»Ich kehrte nach Palermo zurück und wußte, da meine Mutter Französin gewesen, nichts Besseres zu thun, als die Führung meiner Angelegenheit dem in der Hauptstadt der Insel residirenden französischen Consul anzuvertrauen.

»Dieser Consul war ein Herr von Villerier, ein vortrefflicher Mann, der bald darauf sein Amt niederlegte und an den Hof berufen ward, wo er zum ersten Kammerherrn des Königs ernannt worden war.

»Er hatte eine liebenswürdige Tochter Namens Hermine, welche er mit nach Palermo gebracht und die sich für die Erzählung meiner Abenteuer lebhaft interessirte. Ich erwähne diese Personen, weil sie den Ereignissen, die mich zu diesen vertraulichen Mittheilungen veranlaßt, nicht fremd

sind. Diese Hermine von Villerier ward nämlich nicht lange darauf die Gemalin des Grafen von Givré.« —

»Die Mutter jener armen Diana, deren unglückliches Schicksal Sie heute Morgen Frederic Dalkens und mir erzählten und die Sie erst ganz kürzlich den Händen des Grafen Cardiano-Cardiani entrissen haben?«

»Ja, dieselbe,« antwortete Savarus, »und die Vorsehung, welche die Ereignisse schürzt und löst, hat gewollt, daß ich auf diese Weise nach länger als dreißig Jahren die Schuld der Dankbarkeit, die ich Herrn von Villerier gegenüber auf mich genommen, dadurch bezahlte, daß ich seine Enkelin rettete. Doch ich komme wieder auf meine eigene Geschichte zurück.

»Dank der Vermittlung des französischen Consuls, der gesetzlichen Giltigkeit und Vollständigkeit der mir von meiner Mutter übergebenen Papiere und dem Zeugniß des Priesters von Montreale, wies ich siegreich meine Identität nach und ward in Besitz der bedeutenden Vermächtnisse gesetzt, welche mir von dem Vermögen meines Vaters zukamen. Mein Bruder, Gerold Savonarola, mußte sich dem in der Sache ergangenen gerichtlichen Erkenntniß zufolge mit dem weit geringern Theile begnügen, der ihm in dem Testament ausgesetzt worden.«

Hier konnte der Vicomte nicht umhin den Doctor Savarus zum zweiten Male zu unterbrechen.

»Also,« sagte er, »dieser natürliche Bruder, der Sohn der sicilianischen Bäuerin, mit einem Wort Gerold Savonarola ist es, der gegenwärtig den Grafen Cardiano-Cardiani spielt?«

»Ja, und Sie kennen nun auch den Ursprung des blin-

den, unversöhnlichen Hasses, den er nicht aufgehört hat gegen mich zu hegen. Gott weiß, daß ich Alles, was in meinen Kräften stand, gethan habe, um diesen Haß zu beschwichtigen, um die Wirkung desselben zu verhindern. Ich benahm mich gegen ihn, als ob wir Kinder einer und derselben Mutter wären. Sobald als die gerichtliche Entscheidung zu meinen Gunsten erfolgt war — denn er hatte versucht mich zu einem Betrüger zu stempeln — ließ ich ihn zu mir kommen.

»Gerold,« sagte ich zu ihm, »obschon die Stimme des Blutes in Dir stumm geblieben ist, so will ich doch nicht vergessen, daß mein Vater auch der deinige gewesen ist. Willst Du mir wirklicher und aufrichtiger Bruder sein? Ich erbiete mich, die Güter, deren Besitz Du mir so hartnäckig streitig gemacht, mit Dir zu gleichen Hälften zu theilen.«

»Gerold war einen Augenblick lang wie vom Donner gerührt. Er schien das, was ich ihm sagte, nicht begriffen zu haben und ich mußte ihm meinen Vorschlag nochmals wiederholen.

»Dann warf er sich in meine Arme, hielt mich lange umschlungen, während er Thränen der Rührung vergoß, und überhäufte mich mit einer, in ihren Ausdrücken so übertriebenen Dankbarkeit und Zärtlichkeit, daß ich wohl mißtrauisch geworden wäre, wenn ich das menschliche Herz besser gekannt hätte.

»Ich glaubte ernstlich, ich hätte seine ganze Sympathie gewonnen. Wir beschlossen, uns nicht mehr zu trennen, und noch denselben Tag mietheten wir in der Stadt, nicht weit vom Meer, ein allerliebstes kleines Haus, im welchem wir

uns sehr bequem einrichteten. Gerolds Mutter war ebenfalls gestorben.

»Einige Monate vergingen, während unsere Sachwalter unsere Angelegenheiten in Ordnung brachten. Gerold war für mich mehr wie ein Bruder, er war mir ein zuvorkommender, liebreicher, aufopfernder Freund, der jeden Augenblick mir von seiner Anhänglichkeit tausenderlei immer neue Beweise zu geben wußte. Gerold war von der Natur reich begabt. Dreiundzwanzig Jahre alt — er zählte zwei Jahre mehr als ich — war er ein großer, schöner Jüngling von schlanker, graziöser und distinguirter Erscheinung. Seine Züge waren fein geformt, sein schwarzes Haar und sein schwarzer Bart gaben seiner Physiognomie keinen Ausdruck von Härte, sein blaues Auge besaß einen fast frauenhaft sanften Blick und die Biegungen seiner Stimme waren weich und einschmeichelnd. Er übte auf Alle, die sich ihm näherten, einen großen Zauber aus und ich hatte, wie Sie gesehen haben, trotz des Uebels, welches er mir zuzufügen gesucht, selbst diesem Zauber nachgegeben. Sie können sich daher denken, wie groß meine Freundschaft für ihn war, als ich dieselbe getheilt glaubte.

»Dennoch flößte Gerolds Nähe nicht gerade ein wirkliches Aufwallen der Sympathie ein. Man fühlte sich vielmehr gewissermaßen auf unwiderstehliche Weise bestrickt. Er besaß die Kunst der Verführung und verstand sie zu handhaben wie ein vollendeter Schauspieler.

»Sie sagen sich selbst, daß ich alle diese Bemerkungen zu jener Zeit nicht machte.

»Als unsere Angelegenheiten vollständig geordnet waren und Gerold die Urkunden in den Händen hatte, wodurch

auf gesetzliche und definitive Weise seine Rechte auf die Hälfte der Erbschaft festgestellt wurde, war es mir, als wenn seine Freundschaft ein wenig erkaltete. In gewissen Augenblicken leuchtete aus seinem Auge ein Schimmer, bei dem ich unwillkürlich zusammenfuhr, und mehrmals bemerkte ich auf seiner Stirn die Schatten eines geheimen Gedankens.

»Joachim,« sagte er eines Tages zu mir, »ich werde Dich auf einige Wochen verlassen. Ich will die mir auf meinen Theil zugefallenen Güter in Neapel besuchen.«

»Ich werde Dich begleiten.«

»Nein,« entgegnete er, »bleibe in Palermo. Die Jahreszeit ist schon weit vorgerückt. Wenn der Aufenthalt dort angenehm ist, so werde ich Dir schreiben und Du kommst dann nach. Im entgegengesetzten Falle komme ich binnen weniger als einem Monat zurück und es ist besser, wenn ich Dir die Beschwerlichkeiten der Seereise erspare.«

»Er reiste ab und es vergingen über zwei Monate, ohne daß er etwas von sich hören ließ. Ich schrieb an den Notar in Neapel, der unsere Geschäfte dort besorgte. Wie groß war mein Erstaunen und meine Bestürzung, als ich erfuhr, daß mein Bruder Alles, was er an Grundstücken besaß, verkauft und zu Gelde gemacht hatte und daß er auf dem Punkte stand, sich nach Frankreich einzuschiffen.

»Ich wußte nicht, was ich von diesem Ereigniß denken sollte, als ich einen Brief von Gerold erhielt, worin er sehr geheimnißvoll von dem menschlichen Schicksal und von gebieterischen Instinkten sprach, deren Antrieb er gehorchen müsse. Zugleich theilte er mir mit, daß er den Continent bereisen, daß er mich benachrichtigen werde, wohin ich ihm schreiben könnte, und daß er mir seinen Plan blos deshalb

verschwiegen, um uns beiden einen schmerzlichen Abschied zu ersparen.

Zwölftes Capitel.

Ein unerwartetes Wiedersehen.

»Drei Jahre vergingen, während welcher Zeit mir von Gerold keine Nachricht zuging. Später erfuhr ich, daß er diese Zeit zum Theil in Paris verlebt, hier den großen Herrn gespielt, sich kostspielige Maitressen gehalten, die Spielhäuser besucht, und das Erbtheil unserer edlen Familie bis auf den letzten Carlin zum Fenster hinausgeworfen. Ich hatte ihm mein Abenteuer mit der Tänzerin erzählt und ihm dadurch, ohne es zu wissen, den Kopf verdreht.

»Dieses Schweigen Gerolds bekümmerte mich sehr. Ich verlor mich in Muthmaßungen über sein Schicksal, als ich plötzlich und zwar in dem Augenblick, wo ich es am wenigsten erwartete, ihn unter Umständen wiedersah, welche ganz geeignet waren, eine lange und furchtbare Erinnerung in meinem Gedächtnisse zurückzulassen.

»Im Sommer des Jahres 17 . . begab ich mich, ich weiß nicht mehr um welcher Angelegenheit willen, nach Neapel. Ich glaube, es handelte sich um einige in Folge des Verkaufes der Güter meines Bruders eingetretene Differenzen. Jedenfalls aber stand der Zweck meiner Reise mit dem, was darauf folgte, in keinem nähern Zusammenhang.

„In Neapel machte ich die Bekanntschaft eines reichen Grundeigenthümers, welcher in Bezug auf Literatur und schöne Künste ein großer Liebhaber, wo nicht ein ausgezeichneter Kenner war.

„Ich darf hierbei nicht unerwähnt lassen, daß, wenn ich auch seit meinem Abgange von der Universität Nantes alle Studien aufgegeben, ich doch nichtsdestoweniger eine große Vorliebe für Alles bewahrt hatte, was geistige Arbeiten betraf. Der Umfang der Kenntnisse, die ich mir rasch durch hartnäckiges Arbeiten angeeignet, war bedeutend und man brauchte nur einige Augenblicke mit mir zu plaudern, um von der Vielseitigkeit meines Wissens und von der für mein Lebensalter ungewöhnlichen Reife meines Urtheils betroffen zu werden.

„Ich sage Ihnen dies ohne alle Eitelkeit, denn das, was man geistige Ueberlegenheit zu nennen pflegt, ist nach meiner Ansicht etwas sehr Relatives. Auf einen Menschen, der sich um einige Linien über das Niveau der großen Masse erhebt, kommen Tausende, welche hundert Fuß tief darunter stehen und das Verdienst, die Dummheit zu beherrschen, ist kein sonderlich großes.

„In Folge meiner Geschmacksrichtungen, ebenso wie meiner französischen Bildung und Erziehung faßte der Signor Piovano Freundschaft zu mir und ersuchte mich dringend, einige Tage auf einer lachenden Villa zu verleben, die er mit seiner Familie beinahe das ganze Jahr bewohnte.

„Diese Familie bestand aus seiner Gattin, die, ebenso wie meine Mutter gewesen, Französin war, und einer einzigen Tochter, die zu jener Zeit erst vierzehn Jahre zählte.

„Unter dem schönen Himmel von Neapel aber kommt

Alles frühzeitig zur Reise und Mina Piovano gesellte zu der naiven Anmuth der Kindheit schon die sehr entwickelten Reize des Weibes. Wochen vergingen und ich dachte nicht daran, meine freundlichen Wirthe zu verlassen.

»Signor Piovano war ein Mann von ungefähr fünfundfünfzig Jahren. Offen, freimüthig und jovial, betrachtete er die Dinge von einem vielleicht ein wenig gemeinen Standpunkte und ging gerade auf ein Ziel los, welches er sich niemals allzuweit steckte.

»Er trug, wie man zu sagen pflegt, das Herz auf der Zunge und verbarg seine Gedanken nur selten. Seine Offenheit würde bei uns hier als eine ungehörige und übertriebene betrachtet worden sein, in Italien aber kennt man nicht alle jene Nuancen des Charakters, welche in Frankreich den Menschen, der sich meisterhaft zu verstellen weiß, von dem trennen, der in das entgegengesetzte Extrem verfällt. Man ist dort mißtrauisch und zurückhaltend wie ein Diplomat oder zutraulich und offen wie ein Kind.

»So kam es, daß er schon wenige Tage nach meiner Ankunft auf seiner Villa, und als er sah, welches Wohlgefallen ich an Mina fand, die nicht aufhörte mich über Paris, diesen fernen Stern weiblicher Herzen, auszufragen, ziemlich deutliche Anspielungen auf die Möglichkeit einer nahebevorstehenden Heirat machte.

»Ganz anders aber war das Temperament der Signora Piovano. Weit jünger als ihr Gemal — sie zählte kaum dreißig Jahre — schien sie sich nicht sehr glücklich zu fühlen und sich nach ihrem Vaterlande zu sehnen. Hinter der regelmäßigen und ein wenig eintönigen Lebensweise, die sie mit ihrem Gatten führen mußte, glaubte ich einen

romantischen Charakter, ein falsches, exaltirtes Gemüth und eine Uebertreibung der Ideen zu erkennen, welche mit der Umgebung, in der sie sich befand, durchaus nicht harmonirte. Ohne daß ein Wort oder eine That von ihrer Seite mich ermächtigt hätte, ein solches Urtheil zu fällen, war ich gleichwohl überzeugt, daß es keiner großen Anstrengung bedürfen würde, um sie zu irgend einem Abenteuer zu verlocken, welches ihr und den Ihrigen die Ruhe kosten würde. Ich wiederhole aber nochmals, ich sah dies nur instinctartig, in Folge einer Art Intuition, die sich später in noch weit höherem Grade in mir entwickelte.

»Zu der Zeit, von welcher ich jetzt spreche, hielt noch das Geräusch der Leidenschaften mich ab, der innern Stimme Gehör zu schenken, welche mir rieth, dieses Haus zu fliehen, in welchem die Tugend nicht wohnte.

»Mein Aufenthalt bei Signor Piovano mußte jedoch ein Ende nehmen. Er hatte bereits über zwei Monate gedauert und trotz der Bitten meines gastfreien Wirthes war ich entschlossen, sofort nach Palermo zurückzukehren, allerdings nicht ohne die süßeste Erinnerung an Mina mitzunehmen und an die Möglichkeit einer Vermälung mit ihr zu denken, als ihr Vater zu mir sagte:

»Da es mir nicht möglich ist, Sie zu längerem Bleiben zu bewegen, so gewähren Sie mir wenigstens eine letzte Gunst!«

»Sprechen Sie,« antwortete ich ihm. »Sie kennen meine Sympathie und meine Dankbarkeit für die wohlwollende Aufnahme, die ich in Ihrer Familie gefunden. Um was handelt es sich? Ich bin bereit Ihnen zu gehorchen.«

»Einige Streitigkeiten mit meinen Pächtern rufen mich

nach Nola, wo ich, wie Sie wissen, schöne Weinberge besitze. Morgen Früh reise ich ab. Die dortige Gegend ist eine prachtvolle — begleiten Sie mich.«

»Ich hatte keinen Grund, diese Einladung zurückzuweisen und ich ward überdies sehr angenehm überrascht, als ich hörte, daß Mina und ihre Mutter die Reise ebenfalls mitmachen würden.

»Am nächstfolgenden Morgen bestiegen wir einen großen Wagen, eine Art zweispännigen Jagdwagen, den Signor Piovano selbst lenkte.

»Nola ist kaum sechs oder sieben Wegstunden von Neapel entfernt, da der Weg aber die nördlichen Abhänge des Vesuvs, welche oft ziemlich steile Anhöhen bilden, durchschneidet, so brauchten wir über einen halben Tag, um das Ziel unseres Ausfluges zu erreichen. Jedesmal, wo die Straße für die Pferde ein wenig beschwerlich ward, stiegen wir aus. Mina stützte sich auf meinen Arm und wir erstiegen das Gebirge, von welchem das Auge die Aussicht auf das bewunderungswürdige Panorama des Meerbusens hatte.

»Diese wenigen Stunden des Wanderns führten zwischen Mina und mir eine größere Vertraulichkeit herbei, als die ganzen in der Villa verlebten zwei Monate gethan hatten, und ich fühlte mich in die junge Neapolitanerin wirklich verliebt.

»Ihr Vater war hocherfreut über das gute Einverständniß, welches zwischen uns herrschte, und sagte mir mehrmals mit seinem offenen, freimüthigen Gelächter:

»Also die Sache ist abgemacht. Sie werden nach Palermo zurückkehren, aber baldigst wiederkommen, und dann

werden wir uns so arrangiren, daß wir uns nicht so bald wieder zu trennen brauchen.«

»Was Signora Piovano betraf, welche sich gegen mich in der Regel sehr zurückhaltend und sogar kalt zeigte, so trug sie an diesem Tage noch größere Kälte als gewöhnlich zur Schau und ich glaubte sogar in ihrem Blick etwas zu lesen, was an Groll und Antipathie streifte, jedenfalls aber mir nach dieser Seite hin keine sonderlich glänzenden Aussichten eröffnete.

»In Nola verbrachten wir drei Tage, während welcher Mina's Vater mit seinen Pächtern sprach, seine Geschäfte mit ihnen in Ordnung brachte und den Antheil einstrich, der ihm von dem Ertrag seiner Weinberge und Olivenpflanzungen zukam.

»Was uns Andere betraf, die wir mit diesen Dingen nichts zu schaffen hatten, so machten wir kurze Ausflüge in die malerische, wildromantische Umgegend.

»Die Liebe jedoch, welche sich meines Herzens bemächtigt, hatte von diesen Ausflügen keinen Gewinn. Es war mir unmöglich auch nur einen Augenblick mit Mina allein zu sein, in deren Augen ich einen Aerger las, der eben so lebhaft war wie der meine. Die Signora verließ uns keinen einzigen Augenblick und schien nichts von den Heiratsprojecten zu wissen, auf welche ihr Gatte gleichwohl in so häufiger und nicht mißzuverstehender Weise angespielt hatte. Jene Miene des Grolls oder der Antipathie jedoch, die ich während der Reise an ihr bemerkt, war verschwunden und sie gab mir im Gegentheile mannigfache Beweise von freundschaftlicher Gesinnung. Ich wußte nicht was ich denken sollte.«

»Wie?« unterbrach der Vicomte den Erzähler. »Sie erriethen es nicht?«

»Was hätte ich denn errathen sollen?«

»Nun, daß Madame Piovano sich in Sie verliebt hatte. Dies hätte Ihnen sofort in die Augen springen sollen. Oder irre ich mich vielleicht?«

»Nein, durchaus nicht,« antwortete der Doctor Savarus; »Sie haben die Situation vollkommen begriffen und ich sah mich auf einmal, ohne es zu wissen, einer auf ihre Tochter eifersüchtigen Mutter gegenüber, in einer sehr kritlichen Situation. Hätte ich dies vorher ahnen können, so wäre viel Unglück verhütet worden, aber Sie müssen bedenken, daß ich, abgesehen von den wenigen Monaten, die ich in Paris zugebracht, und der schlechten Gesellschaft, die ich bei der vormaligen Tänzerin frequentirt, das Leben nicht kannte. Ja noch mehr — da ich das Laster in seiner ganzen Nacktheit gesehen, wie es sich ohne Scham am hellen lichten Tage zur Schau stellte, so glaubte ich, Alles, was nicht gemein sei, sei rechtschaffen, und ich hätte damals auf die unbefleckte Tugend jeder in ihrem Hause lebenden verheirateten Frau Brief und Siegel gegeben.«

»Erzählen Sie weiter.« sagte der Vicomte.

»Als Signor Piovano seine Angelegenheiten geordnet hatte, verließen wir Nola. Die Sommerhitze war außerordentlich groß und wir hatten deshalb beschlossen, des Nachts zu reisen, so daß wir uns erst nach Sonnenuntergang auf den Weg machten.

»Der Abend war prachtvoll. An dem tiefblauen Himmel funkelten die Sterne wie Diamanten und der Seewind trug uns den Geruch von Thymian und Lavendel zu.«

»Während der ersten Stunden überließen wir uns einer jener vertraulichen Conversationen, zu welcher der Anblick der ruhigen Natur begeistert. Die Signora saß in dem Wagen neben mir. Zwei- oder dreimal war ihre Hand zufällig der meinigen begegnet und ihre Stimme hatte jetzt eine musikalische Biegung, die ich früher nicht an ihr gekannt.

»Es dauerte nicht lange, so schlief Mina ein und meine Unterhaltung mit ihrer Mutter dauerte fort, während Signor Piovano die Pferde mit Zuruf und Peitsche die steilen Abhänge hinauftrieb.

»Plötzlich sagte die Signora zu mir:

»Sie sind noch zu jung zum Heiraten.«

»Es war das erste Mal, daß sie ein Wort über diesen Gegenstand fallen ließ. Ich drehte mich daher überrascht nach ihr herum und antwortete, ohne mir die Sache erst lange zu überlegen:

»Von welcher Heirat sprechen Sie?«

»Sie wissen es doch; Sie machen ihr ja schon den Hof.«

»Ich glaubte in diesen Worten läge ein Vorwurf darüber, daß ich mich der Signora noch nicht entdeckt und nicht bei ihr mich um die Hand ihrer Tochter beworben hätte. Deshalb entgegnete ich sofort:

»Beruhigen Sie sich, Madame. Ich weiß wohl, daß Ihre Tochter noch zu jung ist, um Sie schon zu verlassen. Obschon ich aber für sie eine Neigung zu fühlen glaubte, die vielleicht, wenn Sie und Ihr Gemal mich ermächtigen, ihr mein Leben zu widmen, in Liebe übergehen könnte, so habe

ich ihr doch noch nichts gesagt, was die Besorgnisse einer Mutter rege machen könnte!«

»Signora Piovano rückte mit einer ärgerlichen Bewegung ein wenig von mir hinweg und murmelte einige Worte, die ich nicht verstand. Nachdem sie eine Weile geschwiegen, näherte sie sich wieder.

»Hören Sie,« hob sie an, »ich habe Ihnen viel zu sagen. Bleiben Sie noch einige Tage bei uns und wir werden eine lange Unterredung mit einander haben. Ich will nicht, daß Sie eine schlechte Meinung von mir mit hinwegnehmen.«

»Als ich sie der tiefen Achtung versicherte, welche ich gegen sie hegte, sagte sie beinahe laut auf Französisch mit einem Anfluge von Aerger und Schmerz:

»Sie wollen mich also nicht verstehen?«

»Es ist wahrscheinlich, daß dieser Ausruf, der Ton, in welchem er gethan ward, und die anderen Umstände unserer Conversation mir noch diese Nacht vollständige Aufklärung gegeben hätten, wenn ich Zeit zum Nachdenken gehabt hätte. Kaum aber hatte sie die Worte gesprochen: »Sie wollen mich also nicht verstehen,« als eines der beiden Pferde, welche in diesem Augenblicke einen ziemlich steilen Abhang hinunterliefen, zusammenstürzte, wobei der Wagen einen so heftigen Stoß erhielt, daß Mina mit einem lauten Schreckensruf aus dem Schlaf erwachte.

»Gleich darauf zuckte ein heller Blitz durch die Nacht, ein Knall ließ sich hören und das zweite noch stehengebliebene Pferd stürzte, von einer Kugel getroffen, ebenfalls nieder. Gleichzeitig stürzten mehrere Männer, deren Anzahl ich nicht unterscheiden konnte, sich über den Wagen her.

Signor Piovano ward vom Bock geworfen, einer der Banditen sprang auf den Wagen und versuchte mich herauszuzerren.

»Ich war kräftig, es fehlte mir nicht an Muth und es entspann sich zwischen uns ein furchtbarer Kampf. Der Bandit war mit einem Dolch bewaffnet, mit welchem er mich zu durchbohren suchte. Ich hielt ihm aber mit einer Hand den Arm fest, während ich ihn mit der andern an der Gurgel gepackt hatte. Ganz gewiß wäre ich mit ihm fertig geworden, wenn nicht seine Spießgesellen, nachdem sie die beiden Damen, die ein durchbohrendes Geschrei ausstießen, gefesselt und geknebelt, ihm zu Hilfe gekommen wären.

»Als sie mich niedergeworfen und mir die Hände auf den Rücken gebunden hatten, stellten sie mich wieder auf die Füße und ich sah mich mit der Familie Piovano wieder vereinigt. Die Banditen nahmen uns in die Mitte und erklärten uns auf gut Neapolitanisch, daß sie uns, wenn wir nicht gutwillig mitgingen, ohne weitere Umstände niederschießen würden.

»Einer von ihnen hatte von dem Wagen den Koffer abgeschnitten, in welchem sich die Geldsumme befand, die Signor Piovano in Nola erhoben hatte.

»Die Banditen führten uns fürchterliche Fußsteige der Gebirgswand entlang. Jeden Augenblick stießen wir an Felsentrümmer, und die arme Mina, welcher es mir gelungen war mich zu nähern, wäre zwei- oder dreimal beinahe gefallen.

»Endlich gelangten wir in eine Art Schlucht. Einer der Banditen that einen dreimaligen gellenden Pfiff und sofort schoß eine hellleuchtende Flamme empor. Man hatte einen Haufen

Stroh oder trockenes Gestrüpp angezündet und die knisternde Flamme zeigte uns den Eingang einer Höhle, in welche wir hineingingen. Hier wurden wir getrennt, und während man meinen Wirth, seine Gattin und seine Tochter in den Hintergrund des unterirdischen Raumes schleppte, sperrte man mich in eine in den Felsen gehauene Art Zelle, die durch eine plumpe Thür verschlossen ward.

»Diese Höhle war ohne Zweifel durch Kalkbrenner auf diese Weise eingerichtet worden und hatte denselben zur Wohnung gedient.

»Ich verbrachte eine Viertelstunde, vielleicht noch länger in vollständigster Finsterniß, während ich mich vergebens der Bande zu entledigen suchte, die mir die Arme zusammenschnürten, als ich plötzlich nahende Tritte hörte. Die Thür öffnete sich und ein Mann erschien, welcher das Licht einer Laterne auf mein Gesicht fallen ließ.

»Plötzlich taumelte er so, daß ihm die Laterne aus den Händen fiel.

»Er! er!« rief er, »Fluch und Verdammniß!«

»Gerold!« rief ich meinerseits; »Gerold! Ist es möglich?«

»Warum nicht?« sagte er kurz. »Es gibt Geschöpfe, welchen Alles gelingt, welchen Alles zulächelt, die nur auf die Welt zu kommen brauchen, um vom Glück begrüßt zu werden. Dagegen gibt es wieder andere, die gleich von vornherein der Hölle und dem Verbrechen geweiht sind, und zu dieser Zahl gehöre ich.«

»Willst Du uns umbringen? Willst Du jene armen Frauen umbringen lassen?«

Er sah mich einen Augenblick an, zuckte die Achseln und

warf einen Blick, in welchem sich ein düsterer Ausdruck von Schmerz malte, gen Himmel. Dann näherte er sich mir, löste meine Fesseln und sagte:

»Folge mir — ich will Dir Alles sagen.«

»Aber Du wirst meine Reisegefährten retten, nicht wahr?« rief ich.

»Sei unbesorgt, gemordet wird bei uns noch nicht.«

»Gerold führte mich, ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, in einen abgelegenen Theil der Höhle. Es war eine Art geräumiges Zimmer in den rohen Felsen gehauen, wie man an den zahlreichen Stalaktiten sah, die im Schein der Laterne einen seltsam phantastischen Anblick gewährten.

»Hier konnte ich meinen Bruder aufmerksamer betrachten. Er hatte sich seit den drei Jahren, die ich ihn nicht gesehen, sehr verändert. Seine Stirn war finster, sein Blick wild. Körperliche Anstrengung, Schlaflosigkeit, vielleicht auch Reue, hatten seine Wangen gefurcht. Er war noch eben so schön wie früher, aber seine Schönheit glich der eines gefallenen Engels.

»Ich erwartete, daß er mich anreden würde, aber er hatte sich einige Schritte von mir zurückgezogen, indem er finsteres Schweigen bewahrte und das Gesicht von mir abwendete. Ich näherte mich ihm und ergriff seine Hand, welche er mir anfangs zu entziehen suchte.

»Nun?« hob ich an, »hast Du mir nichts zu sagen, Gerold? Warum hast Du mich hiehergeführt?«

»Ich bemerkte nun, daß er weinte. Tiefe Gemüthsbewegung bemächtigte sich meiner, ich schloß ihn in meine Arme, ich drückte ihn an meine Brust und mischte meine Thränen mit den seinigen. So blieben wir mehrere Minuten.

»Bruder! Bruder!« rief ich, »ich will nichts hören, nichts wissen. Du bist unglücklich, Du weinst! Verlaß sofort diese Höhle. Folge mir, komm mit mir. Ich biete Dir abermals mein Haus, die Hälfte meines Vermögens, Alles, was Du verlangst. Was mein ist, das ist auch dein.«

»Joachim,« antwortete er, »Du bist besser als ich — vergiß einen Unglücklichen. Ich bin Allen verderblich, die in meine Nähe kommen, und ich würde auch Dir nur Unglück bringen.«

»Im Namen unseres Vaters, den Du gewiß nicht wirst entehren wollen, fordere ich Dich auf, diesem elenden, ruchlosen Leben sofort den Rücken zu kehren.«

»Bei diesen Worten, die ich mit großer Energie aussprach, zuckte Gerold zusammen und sagte mit Bitterkeit und indem er seine düstere Miene wieder annahm:

»Es ist wahr. Ich habe nicht das Recht, so zu leben, wie ich es verstehe. Wenn mein Vater mich nicht anerkannt hätte, wenn man mich verstoßen könnte wie einen Fremdling, so würde man sich nicht um mich kümmern. Ich trage aber den Namen Savonarola, man kann mir denselben nicht wieder nehmen und ich muß mich daher hüten, ihm einen Flecken zuzufügen.«

»Gerolds einen Augenblick lang durch die Gemüthsbewegung im Zaume gehaltener verdorbener Charakter gewann wieder die Oberhand. Ich bemühte mich, ihn auf bessere Gedanken zu bringen und ihm zu beweisen, daß ich aufrichtige und tiefe Zuneigung für ihn hegte. Ich erinnerte ihn an die so ruhigen und glücklichen Monate, die wir mit einander in Palermo verlebt, und sagte ihm zwanzigmal, daß es nur auf ihn ankäme, ob die gerissene Kette die-

ses Glückes wieder zusammengefügt werden sollte. Es gelang mir ihn zu rühren.«

»Ich möchte Dir folgen,« sagte er, »ich möchte in die Welt zurückkehren, aber ich kann es nicht. Was nützt es, meinen Augen eine Zukunft vorzuhalten, die nicht die meinige sein kann? Ich bin Bandit und bleibe Bandit, so lange ich lebe. Ich habe einen bittern Trank gekostet, der auf den Lippen eine unauslöschliche Spur zurückläßt.«

»Aber wer hindert Dich denn, Dich den Wünschen eines Bruders zu fügen, der Dich liebt?«

»Meine Cameraden, die seit sechs Monaten meine Anstrengungen und Gefahren theilen. Wir hängen alle an einer und derselben Kette und wir müssen alle an derselben sterben. Uebrigens haben wir auch unsere Moral und unser Gesetzbuch — Desertion und Verrath sind darin vorgesehen und mit Strafe bedroht. Wenn ich diese Nacht mit Dir zu entfliehen versuchte, so kämen wir nicht lebendig aus diesen Gebirgen hinaus, und morgen fänden die Hirten, welche ihre Ziegen das magere Gras der Felsen abweiden lassen, unsere beiden von Dolchstichen oder Kugeln durchlöcherten Leichen. Gegenwärtig bin ich ihr Anführer. Mein Vorgänger, welcher die Bande seit langen Jahren commandirt hatte, starb einen solchen Tod, weil er sich von den Geschäften zurückziehen wollte.«

»Wohlan,« entgegnete ich, »wenn das, was Du mir sagst, die Wahrheit ist —«

»Ich schwöre es Dir.«

»So setze die Personen, welche ich begleitete, sofort in Freiheit und laß mich mit ihnen nach Neapel reisen. Du hast ihr Geld; Du sagtest mir selbst, daß Ihr nicht ohne

Noth mordet. Die, welche Du deine Cameraden nennst, haben daher nichts weiter mit uns zu thun. Erlauere dann die Gelegenheit, gebrauche alle Vorsicht, welche Du für nöthig hältst, und sobald Du willst und kannst, komme zu mir nach Palermo. Du wirst dort stets einen Bruder finden, der von deinem Unglück und deiner Vergangenheit nie ein Wort sprechen wird.«

»So redete ich ihm noch lange zu. Er schien endlich gerührt und überzeugt zu sein. Ich sah, daß ein schwerer Kampf in ihm vorging.

»Laß mir ein Jahr Zeit,« sagte er dann. »Vielleicht brauche ich so lange, um mich freimachen und deinen Wünschen gemäß über meine Person verfügen zu können. Ich habe Dir noch nicht Alles gesagt, ich habe Dich nicht von einem der Hauptgründe in Kenntniß gesetzt, die mich im Gebirge zurückhalten.«

»Welchen andern Grund kannst Du haben außer der Befürchtung, welche Du vorhin zu erkennen gabst?«

»Vor drei Jahren, als ich nach Neapel kam, um meine Angelegenheiten zu ordnen und meine Güter zu verkaufen, lernte ich ein Weib kennen, von welchem ich mich ungern trennte. In Paris erhielt ich einen Brief von ihr, welcher mir meldete, daß sie Mutter sei, und diese Mittheilung erweckte bis dahin noch ganz unbekannt gewesene Empfindungen in mir. Ich fühlte mich von unendlicher Liebe zu dem unschuldigen Wesen ergriffen, welches mir das Leben verdanken sollte. Ich schrieb an meine Geliebte und lud sie ein zu mir zu kommen. Sie war die Tochter eines Polizeibeamten Namens Cammarota — eines Mannes, der, wie ich wußte, sehr streng und im Stande war, irgend

eine Gewaltthat zu verüben, wenn er den Fehltritt entdeckte, den seine Tochter begangen. Es vergingen Wochen und Monate, ohne daß meine Geliebte ein Lebenszeichen von sich gegeben hätte. Ich bewegte mich damals in einem Strudel von Vergnügungen. Meine Tage und Nächte wurden in tollen Freuden hingebracht und ich vergaß die Geliebte, die ich in Neapel zurückgelassen. Als aber das Fieber, welches in mir brannte, mit meinen letzten Thalern verschwand, als mir nichts mehr übrig blieb als Reue, Uebersättigung und Mangel, da dachte ich an sie und machte mich auf den Weg, um sie wiederzusehen. Als ich in Neapel ankam, erfuhr ich schreckliche Ereignisse. Die Cammarota, ein starkes, muthiges Mädchen, hatte ihre Schwangerschaft bis zum letzten Augenblick zu verheimlichen gewußt, und eines Abends, als sie fühlte, daß die Zeit herannahte, ihr väterliches Haus verlassen und sich zu Fuße zu Bauersleuten begeben, welche zwei bis drei Stunden von der Stadt im Gebirge wohnten. Hier gebar sie eine Tochter, welche sie in den Händen der Leute ließ, bei welchen sie Aufnahme gefunden, und am Morgen, bei Tagesanbruch, kehrte sie zu ihrem Vater zurück, der von all' diesem keine Ahnung hatte. Die Gemüthsbewegung aber, die sie erfahren, und die übermäßige körperliche Anstrengung äußerten verderbliche und beinahe niederschmetternde Folgen. Noch denselben Tag ward sie von einem heftigen Fieber ergriffen, das Blut stieg ihr ins Gehirn und das arme Mädchen starb, von einem Delirium ergriffen, welches sie nicht wieder verließ — ohne ihrer Umgebung sagen zu können, was aus ihrem Kinde geworden sei und ohne den Namen der gute Leute zu nennen, bei welchen sie es untergebracht. Ihr Vater that,

um dies zu entdecken, zahlreiche Schritte, trotzdem aber, daß dieselben ihm durch seine Stellung als Polizeibeamter sehr erleichtert wurden, blieben sie doch völlig fruchtlos.

»Ich will dieses Kind, welches mein gehört, ausfindig machen,« fuhr Gerold in einem Tone fort, in welchem sich die ganze Macht der Vaterliebe offenbarte. »Ich fühle, wenn es bei mir wäre, wenn meine Liebe stets ein theueres Wesen zum sichtbaren Gegenstand hätte, dann würde ich besser werden, denn mein Leben hätte dann einen Zweck und ich hätte eine Aufgabe zu lösen. Bis jetzt aber bin ich in meinen Nachforschungen nicht glücklicher gewesen als der Vater meiner Geliebten, und obschon ich zwanzigmal alle Bauernwohnungen von Nola bis Portici durchsucht, so habe ich doch noch nicht die mindeste Spur zu entdecken vermocht. Joachim, laß mir ein Jahr Zeit. Wenn ich mein Kind wiederfinde, so komme ich zu Dir und werfe mich um seinetwillen deiner Großmuth in die Arme. Ist dagegen das Jahr um und siehst Du mich noch nicht zum Vorschein kommen, so hat Gott meine Rettung nicht gewollt. Verzichte dann auf mich; vergiß, daß Du einen Bruder hast. Ich lasse mich dann von der Kugel eines Dragoners tödten und meine unbekannte Leiche wird auf den Schindanger geworfen.«

»Alle meine Bitten, diesen Entschluß zu ändern, waren vergeblich. Gerold blieb unerschütterlich. Endlich mußten wir uns trennen. Die Banditen, unter welchen er die in dem Wagen gefundene Geldsumme vertheilte, hatten keinen Grund uns zurückzuhalten. Mein Bruder, von welchem ich mich mit schwerem Herzen trennte, befahl seinen Leuten, den Signor Piovano, dessen Gattin, seine Tochter

Mina und mich wieder bis an die Stelle der Landstraße zu bringen, wo wir angehalten und ausgeplündert worden waren. Der Tag begann eben zu grauen.

»Eins der beiden Pferde, welche den Wagen gezogen, lebte noch. Das andere war, wie ich schon erwähnt habe, durch einen Schuß getödtet. Wir ließen es liegen und konnten zur Noth unsern Weg mit dem einzigen Pferd bis Neapel fortsetzen, wo wir am hellen, lichten Tage in sehr kläglichem Zustand und vor Ermüdung halb todt anlangten.

»Kaum waren wir einige Schritte weit in die Vorstadt hinein, so wurden wir von einer Volksmenge umringt, die unser Abenteuer bereits kannte und uns mit Beweisen der wärmsten Theilnahme überhäufte, indem man uns zugleich nach den näheren Einzelheiten des Ueberfalls fragte, dessen Opfer wir gewesen, und während man, ohne sich im mindesten zu geniren, laut auf die Polizei von Neapel schimpfte, welche ihre Schuldigkeit nicht thäte. Dieser Eifer und diese Entrüstung der würdigen Vorstadtbewohner von Neapel flößte mir um meines Bruders willen große Besorgniß ein, denn ich glaubte, daß er nun die von mir bewilligte Frist nicht hinbringen könne, ohne festgenommen zu werden. Alle diese Leute schienen mir eben so viel Sbirren zu sein.

»Ich kenne diese Bürschchen schon,« sagte Signor Piovano mir leise ins Ohr. »Sie thun als ob sie uns beklagten, im Stillen aber freuen sie sich über unser Mißgeschick!«

»Aber warum sollen sie sich darüber freuen? Sie scheinen ja ganz wüthend auf die Banditen zu sein.«

»Glauben Sie? Unter dieser Menge stecken ja die Väter, die Mütter, die Brüder und die Bräute derselben

Männer, die uns ausgeplündert haben. Haben Sie nicht bemerkt, daß diese Leute hier in dem Augenblick, wo wir hier anlangten, von dem Vorfalle bereits unterrichtet waren? Wie hätten sie denselben anders erfahren sollen als von Denen selbst, die den Streich ausgeführt haben? Seien Sie überzeugt, daß mit meinen armen Ducaten mehr als ein Ring und mehr als ein paar Ohrgehänge für einige dieser Dirnen und manche Jacke und Mütze für diese Bursche gekauft werden wird, die für die Sicherheit der Reisenden sich jetzt so eifrig zeigen.«

»Diese Worte, über welche ich unter anderen Umständen nicht wenig gelacht haben würde, beruhigten mich wieder, und ich antwortete Signor Piovano, der von dem, was ich sagte, kein Wort verstand, ganz ernsthaft:

»Ah, das freut mich, denn die Drohungen dieser Leute machten mich schon ängstlich.«

»Der gute Mann mochte glauben, mein Kopf sei durch die Ereignisse der Nacht noch verwirrt. Was ihn selbst betraf, so hatte er eine fürchterliche Angst ausgestanden und sich jeden Augenblick auf den Tod gefaßt gemacht. Vor Freuden über seine Rettung that er dem heiligen Januarius ein Gelübde.

»Ich begleitete die Familie Piovano bis an ihre Villa, weigerte mich aber entschieden, meinen Aufenthalt daselbst zu verlängern, sondern nahm Abschied, trotz der Bitten des Besitzers und der sanften Blicke Mina's, welche mir über die Einsamkeit, der ich sie zu überlassen im Begriff stand, Vorwürfe zu machen schien. Uebrigens konnte ich kein Wort unter vier Augen mit ihr sprechen. Die Signora verließ uns keinen Augenblick und ich mußte mich mit dem gemein-

schaftlichen Lebewohl begnügen, welches ein ungemein herzliches war.

»Als ich wieder nach Palermo zurückkam, ward ich von einem Lebensüberdruß ergriffen, der mich bewog, jede Gesellschaft und jede Art Zerstreuung zu fliehen. Die fortwährende Sorge um meinen Bruder trug sicherlich viel hiezu bei, aber ich würde lügen, wenn ich nicht einen Theil meiner Niedergeschlagenheit auf Rechnung der Liebe brächte, welche ich für Mina fühlte. Ich machte mir jetzt Vorwürfe darüber, daß ich nicht offener gewesen, daß ich mich nicht in aller Form bei ihrem Vater um ihre Hand beworben, und nahm mir fest vor, diesen Schritt zu thun, wenn ich so glücklich wäre, Gerold unversehrt und wohlbehalten zu mir zurückkehren zu sehen.

»Uebrigens schrieben Signor Piovano und ich einander oft und ich trug stets Sorge, in meinen Briefen eine Bemerkung zu machen, welche für Mina speciell bestimmt war.

»Mittlerweile war die Frist, die mein Bruder verlangt, beinahe abgelaufen. Ich hatte nicht wieder von ihm sprechen hören und begann zu glauben, der Unglückliche sei immer verloren.

»Wie groß war mein Schrecken, als ein Brief, den ich von Piovano erhielt, mir meldete, man habe mehrere Banditen, wahrscheinlich dieselben, die uns auf der Straße von Nola überfallen, in Folge eines neuen, noch weit schwereren Verbrechens festgenommen, denn diesmal seien auch mehrere der Ueberfallenen ermordet worden.

»Unsere Banditen, denn sie sind es ganz bestimmt,« schrieb mir Signor Piovano, »sind des Nachts mit Ge-

walt in ein in der Umgegend von Portici im Gebirge liegendes Haus gedrungen, welches blos von einem reichen Bauer, seiner Frau und seinen beiden kleinen Zwillingstöchtern bewohnt gewesen ist. Sei es nun, daß die Banditen aus Rache beschlossen hatten, diese Unglücklichen zu ermorden, oder sei es, daß sie blos die Absicht gehabt, sie zu berauben, aber auf einen Widerstand gestoßen waren, der sie in ihrem Plane gestört — kurz, am andern Morgen hat man in den rauchenden Trümmern des in Brand gesteckten Hauses die Leichen des Bauers und seiner Frau gefunden. Zwei Umstände aber geben diesem Verbrechen einen Charakter, welchen man sich nicht gut erklären kann. Keinen der kostbaren oder werthvollen Gegenstände, welche eigentlich die Habgier der Banditen hätten verlocken sollen, ist entwendet, ja nicht einmal das Geld ist angerührt worden, während dagegen die beiden kleinen Töchter des Landmannes, Mädchen von kaum drei oder vier Jahren, verschwunden sind. Die Polizei hat hierauf eine ernsthafte Expedition in das Gebirge unternommen und sieben oder acht der Uebelthäter eingebracht. Ich glaube, es wird Ihnen Vergnügen machen, auf diese Weise zu erfahren, daß unsere Banditen endlich ihren gerechten Lohn erhalten werden.«

»Sie können sich denken, von welcher Verzweiflung ich ergriffen ward, als ich diese Mittheilungen las, die mit dem, was Gerold mir gesagt, in nur allzuengem Zusammenhange standen.

»Es war mir unmöglich, zu bezweifeln, daß das unheilvolle Ereigniß sich auch mit auf ihn erstrecke und daß er einer der Urheber, ja jedenfalls der Haupturheber jener beiden Mordthaten und des Raubes jener Kinder gewesen sei.

Vielleicht ward er in derselben Stunde, wo ich den Bericht über seine furchtbare That vor Augen hatte, bereits verurtheilt und hingerichtet!

»Ich ordnete schnell meine Angelegenheiten, fest entschlossen, nach Neapel zu eilen und Gerold, wenn es noch Zeit wäre den Händen der Justiz zu entreißen. Es war dies ein unsinniger, abgeschmackter Gedanke, denn wenn Gerold wirklich festgenommen war, so konnte ihn nichts mehr retten und ich compromittirte mich selbst unnützerweise, indem ich zugleich die Schande auf den Namen meines Vaters herabrief. Ich überlegte aber nicht, denn mein ganzes Begriffsvermögen war für den Augenblick vernichtet. Zwei Tage reichten zu meinen Vorbereitungen hin. Ein Schiff stand im Begriff unter Segel zu gehen und ich begab mich nach dem Hafen, um mich einzuschiffen.

»Schon hatte ich den Fuß auf das Deck des Schiffes gesetzt, als ich meinen Namen nennen hörte. Ich drehte mich um — es war Gerold. Ich unterdrückte einen Freudenschrei.

»Wo kommst Du her? Wo willst Du hin?« sagte ich, indem ich ihn fern von den Blicken Aller in ein dunkles, auf den Kai ausmündendes Gäßchen zog.

»Ich komme von dort — ich habe den Streich ausgeführt — ich habe das Kind!«

»Ich hatte noch gar nicht bemerkt, daß er ein ganz kleines Mädchen, welches große Mühe hatte, uns zu folgen, so rasch gingen wir, an der Hand hielt.

»Wie,« rief ich, »dieses Kind —«

»Ist das meinige. Es ist die Tochter der Cammarola. Es gelang mir endlich, die Leute zu entdecken, in deren Obhut sie das Kind gelassen, und ich habe es geraubt. Nun bin



ich wieder bei Dir, wie ich Dir versprochen hatte. Das Jahr ist noch nicht um.«

»Aber jene armen Unglücklichen — Du hast sie ermordet.

»Du weißt also Alles?« entgegnete er erbleichend.

»Ja, ich habe einen Brief aus Neapel erhalten, der mich von allen diesen entsetzlichen Umständen in Kenntniß gesetzt hat. Ich glaubte, man hätte Dich festgenommen und stand eben im Begriff, mich zu Dir zu begeben, um das Unmögliche zu versuchen. Ach, Gerold, warum bist Du meinem Rathe nicht gefolgt? Warum verließest Du nicht mit mir zugleich jene Verworfenen, ehe Du in einen solchen Abgrund stürztest?«

»Nun, ich sage Dir ja, daß ich mein Kind habe,« antwortete er. »Erst mußte ich dieses haben. Von nun an will ich gern bei Dir und mit Dir leben, wie Du es wünschen wirst.«

Ende des fünften Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.